

Zeitschrift: Thurgauer Beiträge zur Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 148-149 (2011-2012)

Artikel: Huggenberger : die Karriere eines Schriftstellers
Autor: Brändle, Rea / König, Mario
Kapitel: 1: Anfänge : auf Umwegen zum Naheliegenden (bis 1909)
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anfänge: Auf Umwegen zum Naheliegenden (bis 1909)

Hineingeboren in eine kinderreiche Bauernfamilie und aufgewachsen in einem Weiler, überfällt Alfred Huggenberger schon früh ein sehr ungewöhnlicher Hunger nach Lektüre. Bald nach der obligatorischen Schulzeit beginnt er zu schreiben: Es ist Angelesenes, das er sich anverwandelt, zu Gedichten und kleinen Theaterstücken, die er mit Gleichaltrigen inszeniert. Ebenso wie als Jungbauer treibt ihn auch als Autor ein ungemein starker Ehrgeiz. Er sucht Kontakt zur literarischen Szene in Zürich. Während Jahren vergrößert er seinen ererbten Besitz, verliert sich daneben in historischen Stoffen, balladesken Formen, ehe er über solche Umwege auf die eigene Umwelt als literarisches Thema stösst. Ein erster internationaler Erfolg mit einem Gedichtband veranlasst ihn – Ehemann und Vater inzwischen – seinen durch eigene Anstrengung stattlich gewordenen Bauernhof im Jahr 1908 gegen ein kleines Anwesen zu vertauschen, um eine Schriftstellerexistenz führen zu können.

1 Familienverhältnisse

Eine der wenigen erhaltenen Zeichnungen von Alfred Huggenberger zeigt sein Geburtshaus im zürcherischen Bewangen. Es ist ein sogenanntes Vielzweckgebäude, wie sie im schweizerischen Mittelland zu Zeiten der Dreifelderwirtschaft sehr verbreitet und namentlich in den Kantonen Zürich und Thurgau als Folge des kleinteiligen Erbrechts zur häufigsten ländlichen Wohnform geworden waren.¹ Nur die reicheren Bauerfamilien konnten es sich im 19. Jahrhundert leisten, frei stehende Häuser, Scheunen und separate Ställe zu bauen.

«Vom Dichter aus der Erinnerung gezeichnet» heisst es auf der Bildlegende (Abb. 1). Obwohl sich die Zeichnung von der Fotografie des Huggenberger-Hauses aus dem Jahr 1901 frappant unterscheidet, ist an ihrem Wahrheitsgehalt nicht zu zweifeln: zwei aneinander gebaute Wohnhäuser mit mehreren Ökonomiegebäuden. Als solche sind sie bis Ende der 1880er-Jahre in den Brandassekurranzbüchern eingetragen, und in den Grundbuchprotokollen ist der ganze Komplex etwas genauer beschrieben: Beide Haushaltungen bestanden aus Stube, Küche, Keller, zwei Zimmern im Obergeschoss und einer Vorratskammer im Estrich. Wie auf der Zeichnung ersichtlich, muss die eine Haushälfte etwas grösser gewesen sein, sie enthielt laut Grundbuch einen Anbau und eine zusätzliche Kammer, die als Nebengemach der Stube bezeichnet wird.²

Zwei Kleinbauernbetriebe also, beide mit sehr verstreut gelegenem Land, wie dies bereits im Helvetischen Kataster von 1801 festgehalten ist; damals gehörten zu beiden Häusern rund dreissig winzige Grundstücke.

Zerstückelter Besitz war im Kanton Zürich nichts Aussergewöhnliches und auf zwei Umstände zurückzuführen. Zum einen bestand der gesamte Gemeindebesitz traditionell aus drei Zelgen, die in genossenschaftlicher Weise bewirtschaftet wurden. Dies machte es nötig, dass jeder Bauer in allen drei Abteilungen ungefähr gleich viel Grundbesitz haben

musste; «zusammenhängende Güter innerhalb einer Ortschaft waren ausgeschlossen».³ Zum andern galt im Kanton Zürich, im Unterschied zum Bernbiet zum Beispiel, ein Erbrecht, das nicht einen Haupterben begünstigte, sondern die Realteilung des Besitzes zwischen allen Geschwistern verlangte.

Der kleinere Hausteil blieb ununterbrochen im Familienbesitz der Huggenbergers. Er wurde 1847, mit wesentlich weniger Land, von Urgrossvater Peter auf Grossvater Salomon und von diesem 1875 auf Vater Salomon überschrieben. Der grössere Hausteil gehörte ursprünglich Urgrossonkel Samuel Huggenberger, der bei seinem Konkurs 1846 das gesamte Eigentum an auswärtige Gläubiger abtreten musste. Innert kurzer Zeit wechselte dieser Hausteil mehrmals den Besitzer, ehe ihn die Huggenbergers erwerben und samt etlichen kleineren Liegenschaften wieder in die Familie zurückführen konnten.

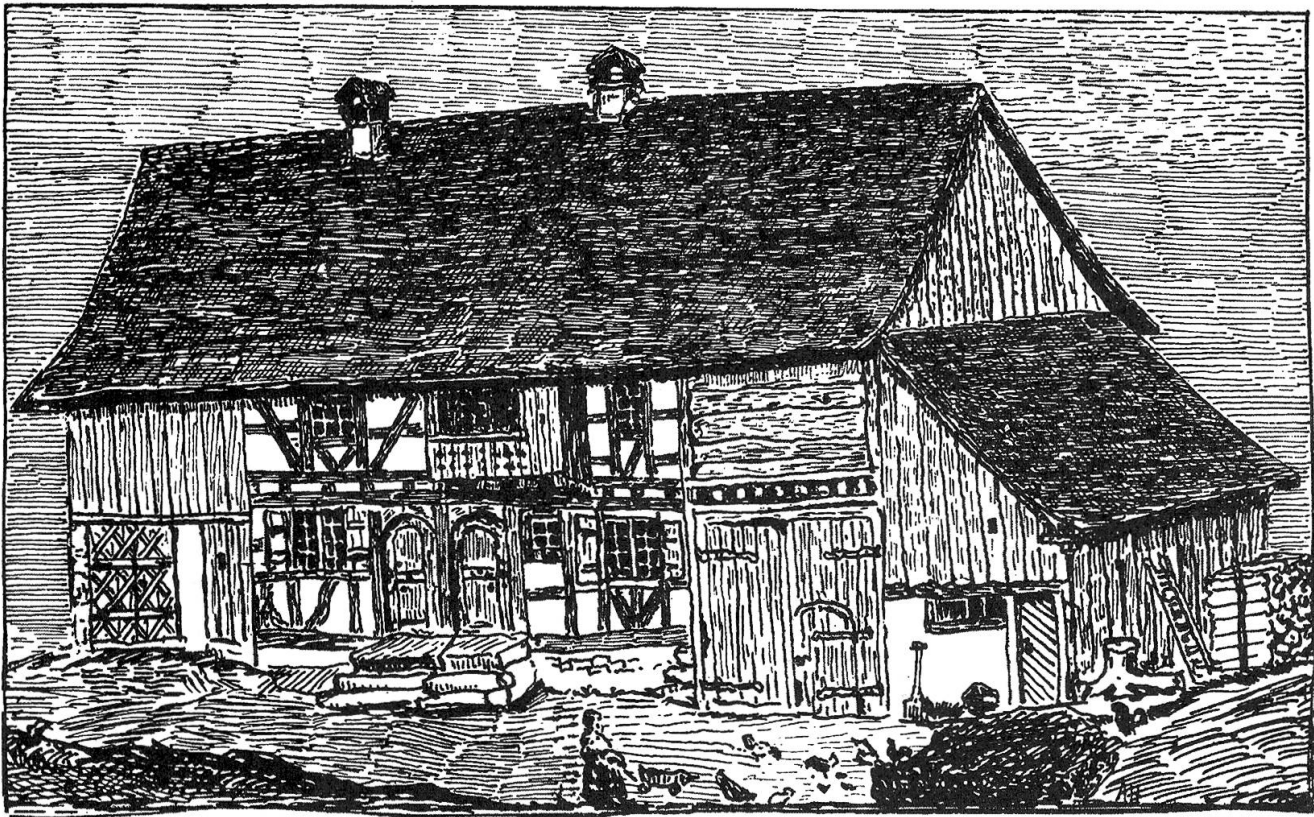
Aufgewachsen im kleineren der beiden Hausteile war Vater Salomon als einziger von vier Geschwistern in Bewangen geblieben. Und er hatte sich, obwohl er der Älteste war, mit Heiraten am längsten Zeit gelassen. In jungen Jahren hatte er wie Grossvater Salomon in der Textilfärberei Greuter in Islikon gearbeitet und nebenher eine kleine Landwirtschaft betrieben, als sogenannter Halbbauer oder Nebenbauer, wie dies in der ärmeren Landbevölkerung damals üblich war. Auch einige seiner Vorfahren hatten es so gehalten: Ururgrossvater Samuel (1730–1786) wird in den genealogischen Studien als «Schuhmacher von Bewangen» bezeichnet, ebenso der Ururgrossvater, über dessen Identität sich die Familienforscher uneins sind. Im älteren Stammbaum

1 Hermann/Fortuna/Irniger, Bauernhäuser Zürich, S. 32–40 und S. 214–224, sowie Tanner, Bauernhäuser Thurgau, S. 62–65.

2 Grundbuchamt Elgg, Grundprotokolle Bertschikon, 29.5.1844.

3 Zürcherischer Landwirtschaftlicher Kantonalverein, S. 10.

Abb. 1: Das Geburtshaus in Bewangen, von Alfred Huggenberger aus dem Gedächtnis gezeichnet.



heisst er Hans Ulrich (1698–1748)⁴, laut dem neueren müsste es dessen Bruder Samuel (1688–1759) gewesen sein;⁵ übereinstimmend jedoch berichten beide Quellen, dass der erste Schuhmacher von Bewangen aus dem nahen Sammelsgrüt herübergezogen kam, einem Weiler, der in den Kirchenbüchern auch Greuth und Samuelisgreut hiess und im Gachnanger Bevölkerungsverzeichnis als Teuffels Grüt eingetragen ist; dort waren die Huggenberger seit mindestens 1636 ansässig, nachdem sie, wie der Name sagt, aus Huggenberg heruntergekommen waren, einem Dörfchen am Schauenberg, südöstlich von Elgg, wo ihr Geschlecht im Jahre 1287 erstmals urkundlich erwähnt ist.⁶

Auch Samuelisgreut ist ein sprechender Name und besagt, dass die Nachkommen jenes Samuel

Huggenberger, der gemäss Stammbaum 1636 als Hochzeiter der Witwe Anna Gubler ins Teuffelsgrüt kam, den dortigen Hof im Lauf der Jahre beträchtlich vergrössert hatten. Samuel war über lange Zeit der häufigste Vorname in der Familie, wie in den Registern der Kirchenbücher nachzulesen ist.⁷ Auch Salomon, Hans Ulrich, Adam und Jakob waren gebräuchliche Namen. Von den sieben aufgeführten Familienmitgliedern namens Adam ist einer in Bewangen ge-

4 KBTG Hu Sch 125.

5 www.huettenberger.homepage.t-online.de (Stand 1.12.2011).

6 Ebd.

7 Evang. Kirchgemeindarchiv Gachnang: Totenregister 1666–1813, S. 117–119.

storben,⁸ nämlich 1733, er könnte jener Adam Huggenberger gewesen sein, von dem die Familiensaga berichtet, dass ihm einst sämtliche Höfe von Bewangen gehört hätten. Mehrspännig sei er im Land herumgefahren und habe sich im nahe gelegenen Städtchen Wil «anheischig gemacht, mit seinem von vier Pferden gezogenen Kornwagen mit angezogener Bremse den steilen Torweg hinaufzufahren, wenn dafür zu seinen Ehren die grosse Glocke geläutet werde. Er habe den Spass fertig gebracht und es sei erst viel später ausgekommen, dass die Hälfte seiner Fruchtsäcke mit Spreu gefüllt gewesen».⁹

Zu belegen allerdings ist Adams Geschichte nicht. Aus den Grundbuchprotokollen geht vielmehr hervor, dass der oben genannte Adam Huggenberger verschiedene Nachbarn mit Besitz in Bewangen hatte; es ist daher unwahrscheinlich, dass ihm der ganze Weiler gehörte.¹⁰ Ausserdem taucht im Jahr 1665 ein Adam Huggenberger in Schnabelsgrüt auf;¹¹ das könnte ein Gehöft oder ein Weiler gewesen sein, eine mysteriöse Ortsbezeichnung jedenfalls, die ausserhalb der Grundbuchprotokolle des 17. Jahrhunderts nirgends zu finden ist. Und festzuhalten bleibt, dass in keinem der beiden Stammbäume ein Adam als direkter Vorfahre von Alfred Huggenberger aufgeführt ist.

Die Geschichten vom Reichtum relativieren sich ohnehin, sobald man die Dimensionen der Huggenbergerschen Vermögensverhältnisse im Detail vorzustellen versucht. Als Urgrossvater Peter am 22. Dezember 1809 ein Darlehen von 200 Gulden aufnahm, wurde im Grundbuch als eines der Pfänder «der dritte Teil von sieben Achteln an einem Schopf»¹² eingetragen. Unabhängig davon, ob die Legende vom einstigen Familienreichtum zutraf oder nicht, sei hier festgehalten, dass sie einen Generationen übergreifenden Traum nährte, die eigene soziale Stellung zu verbessern.

Eine Kindheit in Bewangen

Es war das zürcherische Bewangen, wo die Huggenbergers sich niedergelassen hatten. Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Weiler im Thurgau, der von den Zürchern auch Hinterbewangen genannt wurde und sich heute auch Beewange schreibt. Zwei kompakte kleine Siedlungen, noch immer von der Kantonsgrenze getrennt, zudem voneinander abgeschnitten durch die Autobahn, die Winterthur mit St. Gallen verbindet. Und was den öffentlichen Verkehr betrifft, liegt die Gegend um Bewangen bis heute im Abseits, rund vier Kilometer sind es zu den nächsten Bahnstationen, eine Stunde zu Fuss nach Islikon und ebenso weit bis Elgg. Und wie im 19. Jahrhundert irritieren die Zugehörigkeiten: Politisch gehört das zürcherische Bewangen zur Gemeinde Bertschikon im Bezirk Winterthur, kirchlich zu Gachnang im Kanton Thurgau.

Schon Grossvater Salomon hatte hin und wieder ein kleines Grundstück gekauft, rund zwei Hektaren insgesamt, womit sein Besitz sich im Lauf der Jahre fast verdoppelte. Trotzdem blieb er zeitlebens Fabrikarbeiter, wohingegen Vater Salomon systematischer vorging: Mit 26 Jahren hatte er auf Kredit die Nachbarliegenschaft samt fünf Hektaren Kulturland und einem grösseren Waldstück erworben, in der Hoffnung, möglichst bald von der Landwirtschaft leben zu können. Den grösseren Hausteil hatte er vorerst vermietet.

8 Zu Adam Huggenberger in Bewangen siehe auch StAZH H I 169 sowie StAZH B XI Elgg, Bd. 64, S. 29, S. 115 und S. 129.

9 A. H., Brunnen der Heimat, S. 240.

10 StAZH H I 169 sowie StAZH B XI Elgg, Bd. 64, S. 29, S. 115 und S. 129.

11 StAZH B XI Elgg, Bd. 63, S. 89; Schnabelsgrüt: Vorsatzblatt von StAZH B XI Elgg, Bd. 61.

12 StAZH B XI Elgg, Bd. 67, S. 160.

Abb. 2: Der Weiler Bewangen um 1900 in einem Aquarell von Hermann Rau.



Rund zehn Jahre später war es so weit. Salomon Huggenberger, 35-jährig inzwischen, kündigte seine Stelle in der Textilfärberei, nachdem er sich am 28. Januar 1862 mit Margaretha Büchi verheiratet hatte. Sie war elfeinhalb Jahre jünger als er, kam aus einer kinderreichen Familie. Ihr Vater betrieb neben seiner Schreinerwerkstatt einen landwirtschaftlichen Familienbetrieb an der Hintergasse in Elgg. Viel Geld hatte sie wohl kaum mit in die Ehe gebracht, dafür eine halbe Jucharte Ackerland, ein ebenso grosses Stück Kleewiese und fünfzehn Aren Reben, behaftet mit einem Schuldbrief von 505 Franken.¹³ Zudem war sie von klein auf gewohnt, wo immer nötig mitzuhelfen, mit vier jüngeren Brüdern und einer kleinen Schwes-

ter; vier weitere Geschwister waren im Säuglingsalter gestorben.¹⁴

Ihre vielseitig erprobten Fähigkeiten konnte Mutter Margaretha in Bewangen gut gebrauchen, zumal es – neben dem Land der Schwiegereltern – rund sechs Hektaren zu bewirtschaften gab, einen weitläufig-heterogenen Kleinbetrieb nach damaliger Art: überwiegend Ackerbau auf fünf Zelgen in verschiedenen Gemeinden, mehrere Wiesenstücke für ein paar Kühe und Ziegen, Hanfpünten hinter dem

13 StAZH B XI Elgg, Bd. 29, S. 8–9.

14 StAZH E III 33.2b, S. 107.

Abb. 3: Elternhaus von Margaretha Büchi an der Hintergasse in Elgg.



Haus, ein grosser Gemüsegarten und etliche Reihen Rebstöcke in den Weingärten am Schneitberg. Wie verschiedenartig der Huggenbergersche Boden beschaffen war – ob sumpfig, lehmig, flach oder steil –, lässt sich selbst für Ortsunkundige zumindest erahnen angesichts der Flurnamen, wie sie in den Grundprotokollen von Rechts wegen verwendet wurden: Binzwiese, Erlenstuck, Weiherwiesen, Berglitzelg, Rebenackerli, Brunnenwiesli, äussere Zelglitzelg, Grenzacker, Flachrützelg, im Löchli, Grossmutter's Weidwies, Langacker, Bewangeracker, in der Halden, im Spitz, am unteren Graben, Nächstenacker, hintere Hauspünt, Oberrietwiesen.

Inzwischen waren die zwei Wohnhälften vereinigt und bald auch die beiden Haushalte zusammen-

gelegt worden, nachdem Grossmutter Susanna Huggenberger 1865 gestorben war. Denn man brauchte mehr Platz für die rasch wachsende Familie. Fast Jahr für Jahr kamen die ersten fünf Kinder zur Welt: Susanna am 5. November 1862, Hermann am 21. November 1863, Marie am 7. Februar 1865 (im Kindesalter gestorben), Bertha am 8. Mai 1866, und so waren die vier Kammern im kleinen Doppelhaus schon ordentlich ausgelastet, als Alfred Huggenberger am 26. Dezember 1867 geboren wurde. Nicht erstaunlich deshalb, dass er in seinen frühesten Erinnerungen meistens von einer Schar Kinder umgeben ist. Und er blieb nicht lange der Jüngste. Am 8. August 1871 kam Emma zur Welt, am 3. November 1872 eine zweite Marie (die übers Jahr am Keuchhus-

ten starb), am 17. Dezember 1886 die Nachzüglerin Pauline.

In den 1870er-Jahren wurden die familiären Besitzverhältnisse notariell bereinigt. Vater Salomon bekam den elterlichen Hof überschrieben und verpflichtete sich dafür, seine beiden Schwestern auszuzahlen, 1435 Franken an Elisabetha Grob-Huggenberger in Oberbertschikon und 1500 Franken an Susanna Maugweiler-Huggenberger in Hagenbuch, die Gotte übrigens des kleinen Alfred. Schwieriger war es, die Erbensprüche des sieben Jahre jüngeren Bruders Jacob abzugelten. Zwar hatte dieser dank seiner Ausbildung zum Primarlehrer auch finanziell eine gute Basis mitbekommen. Nach den üblichen Vikariaten wurde er in Rütli angestellt und wechselte 1860 nach Zwillikon, einer Aussenschule der Gemeinde Affoltern am Albis. Zwei Jahre später heiratete er Barbara Hubschmid aus dem Nachbardorf Fehrenbach, erlitt kurz darauf einen Zusammenbruch und wurde ins Irrenhaus nach Zürich gebracht. Weil man ihm dort nicht helfen konnte, landete er im Alten Spital, einem Refugium für schwierige Fälle, als Kostgänger zu einem Tagesansatz von 80 Rappen. Vom Zürcher Erziehungsdirektor hatte er eine einmalige Abfindung von 1000 Franken erhalten, Vater Salomon setzte für seinen Bruder Jacob einen Betrag von 4000 Franken aus, der jährlich zu viereinhalb Prozent zu verzinsen war. Besserung war keine zu erwarten: Vom Alten Spital am Zürcher Predigerplatz wurde Jacob Huggenberger mit den sogenannt unheilbaren Kranken in die neu eröffnete Pflegeanstalt Rheinau gebracht, wo er 1877 starb.¹⁵

Auch wenn Onkel Jacob im Nachlass von Alfred Huggenberger nirgends erwähnt wird, heisst das nicht, dass dieser von seiner Familie geächtet worden wäre, im Gegenteil, Vater Salomon übernahm die Vormundschaft für seinen kranken Bruder, dessen Frau Barbara und den kleinen Jacob, der 1863 in Affoltern am Albis geboren worden war.

Auch mütterlicherseits gab es auffällige Persönlichkeiten. Onkel Jacob Büchi etwa war Schuhmacher

und nach Amerika gereist, um alles vorzubereiten für die Auswanderung mit seiner Frau und den vier Kindern. Er kam nie mehr zurück und wurde für verschollen erklärt. Erst viele Jahre später gelangte die Mitteilung nach Elgg, dass Onkel Jacob sich 1883 bei seiner Ankunft in Newark erschossen hatte.¹⁶

Obwohl Alfred Huggenberger noch keine sieben Jahre alt war, als Grossvater Salomon starb, hatte sich ihm ein starkes Bild eingeprägt. Erstmals zum Ausdruck kommt dies im kurzen Briefwechsel mit Bundesrat Ludwig Forrer, der sich erkundigte nach jenem gross gewachsenen Mann namens Huggenberger, der seiner Zeit in Islikon am Bach droben die Farbkuppen unter sich gehabt habe. Seine Hände seien blau gewesen, und als Kind habe er ihm vor Ostern jeweils Batiken zum Eierfärben abgebetelt, schrieb der Bundesrat.¹⁷ Ja, antwortete Alfred Huggenberger, der Mann mit den blauen Händen sei sein Grossvater gewesen: «Alles war blau an ihm, wenn er heimkam, Hände, Kleider und Gesicht. Manchmal brachte er auch ein Schwipschen mit», und im Postskriptum fügte er bei, dass sein Grossvater nicht schreiben gelernt hatte.¹⁸

In den gedruckten Jugenderinnerungen hat auch Grossvater Salomon einen kurzen Auftritt als der, «der doch alles weiss». ¹⁹ Und in den verschiedenen Varianten der biografischen Texte wird die Erinnerung etwas ausführlicher, am schönsten in der Szene, wo der Grossvater den kleinen Alfred bei der Hand nimmt, um mit ihm – ohne all die vielen andern Kinder – einen Spaziergang in den Wald zu machen:

15 Über Jacob Huggenberger siehe StAZH E III 42a.14, S. 48 und S. 55; H I, S. 680, H I, S. 688, H I, S. 709, UU 2.10, S. 304, UU 2.11, S. 400, UU 2.12, S. 45, UU 2.13, S. 514/1; Z 297.13 sowie Z 362.2582; Grundbuchamt Elgg, Grundprotokolle Bertschikon, Bd. 12, S. 209.

16 StAZH E III, 33.2b, S. 107.

17 KBTG Hu B 273: Forrer an A. H., 10.2.1908.

18 ZB Zürich, Ms Z II 553: A. H. an Forrer, 13.2.1908.

19 A. H., Brunnen der Heimat, S. 11.

«Die Eichhörnchen im Holz waren zahm zu ihm. Er hat mit einem Baum, mit einer Wiese ernsthafte Gespräche führen können. Einmal hat er mir in einer Laubhalle im Bodengehölz ein Geheck von fünf jungen Igelchen gezeigt.»²⁰ Ausgerechnet er, der Analphabet, sei seine früheste literarische Inspirationsquelle gewesen, gibt Huggenberger zu erkennen. Neben der Mutter, so wäre zu ergänzen. Einerseits liess sie schon den Kleinsten genügend Freiheit, mit den älteren Geschwistern und den Nachbarkindern die Hügel, Wälder, Sümpfe und Bäche der Umgebung zu erkunden, und wenn andererseits die ersten der zahlreichen Kinderarbeiten zu verrichten waren – Rebholz auflesen, Kartoffeln entkeimen, Rüben putzen und selbstverständlich bei Saat und Ernte mit-helfen – , wusste die Mutter «mit ihrem Schatz von gereimten und ungereimten Lebensweisheiten, Wetterregeln und alten Merkwörtern»²¹ die immer gleichen Handbewegungen etwas kurzweiliger zu machen. Von ihr lernten die Huggenberger-Kinder, eigene Geschichten zu erfinden, wie in «Brunnen der Heimat» verschiedentlich erwähnt wird. Die Schwestern mochten wie die Nachbarmädchen am liebsten Wundersames über Feen und Blumenkinder, Bruder Hermann war ein Spezialist für Fuchsgeschichten, bei der eintönigen Arbeit im Kartoffelkeller, und Alfred wählte für seine Geschichten verschiedene Feldtiere aus, am häufigsten Hasen und Igel.

20 KBTG Hu M 156.

21 A. H., Brunnen der Heimat, S. 165.

2 Schulzeit

Als Teil des Kirchspiels Gachnang war das zürcherische Bewangen ursprünglich auch schulpolitisch der weitläufigen Nachbargemeinde im Kanton Thurgau zugeordnet. Das Schulhaus befand sich neben der Trotte, dort unterrichtete seit vielen Jahren Johann Georg Schmid als einziger Lehrer sämtliche Klassen, zeitweise mehr als hundert Kinder. Mit Jahrgang 1804 gehörte er zur letzten Generation derer, die noch vor der Eröffnung des kantonalen Lehrerseminars Kreuzlingen (1833) in den Schuldienst hineingerutscht und zeitlebens auf einen Nebenerwerb angewiesen waren. In den Inspektionsberichten wurde auf die erschwerte Situation hingewiesen und bei allem Verständnis festgehalten, dass Lehrer Schmid nicht in der Lage sei, die Kinder zu selbständigem Arbeiten anzuleiten. Mittlerweile war er über sechzig Jahre alt, oft krank und infolge der unzulässig hohen Schülerzahl hoffnungslos überfordert. Von den verschiedenen Aushilfen aber wollte niemand bleiben, was auch am Gehalt gelegen haben könnte. Gachnang zahlte kaum mehr als das gesetzliche Minimum, damit nur halb so viel wie das nahe gelegene Frauenfeld, wenn man von den Naturalien absah: Wie in den meisten Landgemeinden wurde einem verheirateten Schulmeister die Lehrerwohnung zur Verfügung gestellt, mit dem Anrecht auf eine halbe Juchart Pflanzland.¹

Möglicherweise gab es noch weitere Gründe für die Verzögerung bei der Stellenbesetzung, jedenfalls war es erst nach Pfingsten 1870 gelungen, einen zusätzlichen Lehrer zu engagieren: Jakob Tuchschnid war für die oberen Klassen zuständig, und zwei Jahre später konnte mit Johann Jakob Widmer auch die Unterstufe neu besetzt werden. Die beiden Kollegen übernahmen zudem den obligatorischen Fortbildungsunterricht sowie die freiwilligen Zeichnungskurse und leiteten sonntags die Singschule.

So profitierte Alfred Huggenberger von wesentlich verbesserten Verhältnissen, als er im Frühling 1873 eingeschult wurde. Er war fünfjährig und hatte pro Woche bei Lehrer Widmer achtzehn Schulstunden

zu besuchen, auf jeweils neun Halbtage verteilt. Dazu kam ein ausgiebiger Fussmarsch, eine halbe Stunde von Bewangen über die Hügelkuppe und durch den Hangetenwald hinunter nach Gachnang; der Rückweg dauerte etwas länger, bei ganztägigem Unterricht also waren es gut zwei Stunden. Bei garstigem Wetter allerdings und wenn hoher Schnee lag, blieben die Huggenberger-Kinder über Mittag im Schulhaus und assen den Imbiss, den sie von zu Hause mitgenommen hatten, so berichtete Jahre später der gleichaltrige Jakob Müller über seinen Freund Alfred: «Aber nie fehlte er. Ich glaube nicht, dass er eine einzige Absenz während der ganzen Schulzeit hatte.»²

Ein Schuljahr hatte 42 Wochen. Das Sommersemester dauerte von März bis Oktober, unterbrochen von mehreren kurzen Ferien, die von Gesetzes wegen ausdrücklich in die Zeiten der Frühlingsaussaat und der verschiedenen Ernten zu legen waren. Ab dem ersten Novembermontag folgte das Wintersemester, mit 21 Wochen am Stück; danach war Examen. Am 2. März 1876 zum Beispiel: Dreissig Kinder besuchten die Unterstufe bei Lehrer Widmer, Alfred Huggenberger war ein Drittklässler, als Dr. Fehr aus Frauenfeld im Visitationsbericht zuhanden des Erziehungsrates kommentierte: «Das Lesen ging durchschnittlich geläufig. Erzählt wurde mit einiger Gewandtheit. Die schriftlichen Arbeiten waren sauber und nett geschrieben. Sie zeigten eine gewisse Selbständigkeit. In der dritten Klasse, wo schwierigere Themata gegeben wurden, fanden sich wohl deshalb etwas viel orthografische Fehler. Im Rechnen wurden gute Leistungen ausgewiesen; die Erklärungen waren angemessen und die Zahlen deutlich. Im Zeichnen wurde einiges geleistet. Gesang frisch und kräftig.»³

Schon bei einem früheren Schulbesuch war Inspektor Fehr aufgefallen, wie trefflich Lehrer Widmer

1 StATG 4'723'0: Kinkelins Enquete 1871.

2 KBTG Hu L Sch 62/2: Müller an Walther Huber, 23.2.1925.

3 Schularchiv Gachnang 0.502.

Abb. 4: Gachnanger Ansichtskarte, undatiert.



mit seinen Methoden die Aufmerksamkeit der Kinder zu wecken vermochte. Auch Kollege Tuschmid erhielt viel Lob in den Visitationsberichten. Er hatte in der Oberstufe mehr als doppelt so viele Schüler zu unterrichten und engagierte sich in den sonntäglichen Zeichnungskursen über das Pflichtpensum hinaus. Zudem betreute er die Gachnanger Schulbibliothek. 1871 hatte sie einen Bestand von siebzig Büchern, hauptsächlich «Franz Hoffmann-Bändchen», eine etwas einfältige Lektüre, wie Huggenberger rückblickend festhält.⁴ Hoffmann war ein Vielschreiber, allein für seine Reihe «Franz Hoffmann's Jugendbibliothek» im Stuttgarter Verlag Schmidt und Spring verfasste er über zweihundert Bändchen und illustrierte sie mit jeweils vier Stahlstichen. Es waren teils Nacherzählungen von weltberühmten Jugendbüchern und von bedeutenden historischen Ereignissen, teils eigene Ge-

schichten mit unverkennbar erzieherischen Absichten, sehr eindimensionalen Botschaften, nach den Titeln zu schliessen: «Die Kinder sollen dankbar sein den Eltern», «Hüte dich vor dem ersten Fehltritt», «Ein rechtschaffener Knabe», «Brave Leute», «Die Macht des Gewissens», «Treue Diener», «Folgen des Leichtsinns», «Wenn man nur recht Geduld hat», «Äusserer Glanz und innerer Werth», «Durch Nacht zum Licht», «Reue versöhnt», «Der Schein trügt, die Wahrheit siegt», «Jung gewohnt, alt gethan» und so weiter.

Ob Lehrer Tuschmid am Erwerb der Hoffmann-Reihe festhielt, ist nicht zu eruieren, sicher aber

⁴ A. H., *Brunnen der Heimat*, S. 189; siehe auch Klotz, *Kinder- und Jugendliteratur*, S. 280–294, sowie Wild, *Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur*, S. 141.

setzte er sich schon in seinem ersten Gachnanger Jahr dafür ein, dass fünfzig Franken in Neuanschaffungen von Büchern investiert wurden.⁵

Schulzeugnisse sind von Alfred Huggenberger keine überliefert. In den Akten des lokalen Schularchivs ist er bloss zweimal namentlich erwähnt, auf den Schülerlisten der Jahre 1873 und 1884, beim Eintritt und beim Abgang also.⁶ Von exzellenten Leistungen hingegen berichtet Jakob Müller im oben genannten Schreiben. Demnach war Freund Alfred «allen Klassengenossen durch seine Kenntnisse und Talente bedeutend voraus und jeder beneidete ihn wegen seinen Fähigkeiten». Was jedoch nicht heissen soll, dass solche Überlegenheit ihn zum Einzelgänger oder gar zu einem unbeliebten Aussenseiter gemacht hätte. «Wir achteten und schätzten ihn hoch und bei allen Spielen und Unternehmungen fügten wir uns willig seinen Anordnungen», betont Müller, erwähnt die Hilfsbereitschaft seines Freundes den Schwächeren gegenüber, dessen Kontaktfreudigkeit und soziale Kompetenz und versucht dies ein Stück weit anhand von Episoden zu beschreiben: «Im Sommer oder Frühherbst brachte er uns Kameraden stets die ersten Kirschen, Äpfel und Birnen. Manchmal lud er zwei oder drei von uns nach Hause ein, wo wir einige gemütliche Stunden verlebten. Freund Alfred wusste, wo verlockende Frühäpfel waren. Fremde Äpfel schmecken bekanntlich besser als eigene. [...] Auch hatte es im nahen Bächlein Krebse, die wir so viel als möglich wegfangen.»

Auf das sechste Schuljahr folgte entweder die Sekundarschule oder ein zweijähriger Ergänzungunterricht. Dieser wurde nach älterer Bezeichnung auch Repetierschule genannt, ein passender Name, denn er basierte noch immer darauf, dass im Winterhalbjahr die siebte Klasse zusammen mit den Fünftklässlern und die achte Klasse mit den Sechstklässlern absolviert wurde; im Sommer dagegen mussten vier Stunden pro Woche plus Singschule genügen. Schwer vorstellbar deshalb, wie Lehrer Tuchschnid

seinen zweifellos begabtesten Ergänzungsschüler zwei Jahre lang für einen solch wiederholten Unterricht motivieren konnte. Vermutlich war er es, der ihn im Zeichnen förderte, und sicher gab er ihm so viel wie möglich zu lesen, die Bücher der Schulbibliothek zunächst, und als dieses Potenzial ausgeschöpft war, den einen und andern Band aus der «bescheidenen Sammlung des Kirchdorfer [das heisst: des Gachnanger] Lesevereins»⁷, namentlich eine Reisebeschreibung, erinnert sich Alfred Huggenberger und schildert bis in die Einzelheiten, wie er als Zwölfjähriger während der Lektüre alles um sich herum völlig vergessen hatte, so dass eine der Kühe falsches Futter bekam und fast hätte notgeschlachtet werden müssen.⁸

Und schliesslich, betont Alfred Huggenberger in all seinen autobiografischen Texten, sei es einer der ehemaligen Lehrer gewesen, der ihn 1884 anleitete, die Kantonsbibliothek in Frauenfeld zu benutzen.

Warum die Eltern ihm nicht erlaubt hatten, die Sekundarschule in Elgg zu besuchen, ist nicht eindeutig zu erklären. Ob dies aus rein finanziellen Gründen geschah, wie es die autobiografischen Texte nahe legen? Oder war die Geldfrage bloss vorgeschoben, weil Vater Salomon wegen gesundheitlicher Probleme auf eine Mithilfe nicht verzichten konnte? Und womöglich befürchtete, auch sein jüngerer Sohn könnte nach dem Besuch einer weiterführenden Schule nicht mehr Bauer werden wollen, sondern Lehrer wie Hermann, der ältere Bruder, der mittlerweile das Seminar in Küsnacht besuchte? Wie auch immer, solche Überlegungen versanden im Spekultativen, festzuhalten jedoch bleibt, dass im Zusammenhang mit Ausbildungsfragen praktisch nie von den vier Schwestern die Rede ist. Nur einmal ist in einem

5 StATG 4'723'0: Kinkelins Enquete 1871.

6 Schularchiv Gachnang, Schachtel Verschiedenes.

7 A. H., Brunnen der Heimat, S. 189.

8 Ebd., S. 189–204.

Brief an den Schriftsteller Karl Ernst Knodt in einem Nebensatz erwähnt, dass seine Schwestern Susanna und Bertha Huggenberger nach der Schule als Stickerinnen in der Fabrik gearbeitet und ihren Lohn zuhause abgegeben hatten.⁹

Wer nach den obligatorischen acht Jahren an der Volksschule keine Berufslehre machte, hatte bis zum 18. Geburtstag den obligatorischen Fortbildungsunterricht zu besuchen. Dieser wurde auch Nachtschule genannt, weil er während der Wintermonate zweimal wöchentlich von sechs bis acht Uhr abends angesetzt war. Dienstags gab es jeweils Sprach- und Rechnungsübungen, freitags Realien und Lektüre, während die Fortbildungsschülerinnen ausschliesslich den freiwilligen Handarbeitsunterricht besuchen durften. Es war der individuellste Unterricht, den es damals in Gachnang geben konnte: Mit nur zehn Mitschülern belegte Alfred Huggenberger drei solcher Zyklen, und wie nirgends sonst durften sich die Lehrer einige Freiheit herausnehmen, wie sie den weit gefassten Stoffplan konkretisieren wollten. Lehrer Widmer hatte sich auf landwirtschaftliche Themen spezialisiert, er befasste sich mit Düngerlehre und bäuerlicher Betriebsbuchhaltung, während Lehrer Tuchschnid die Deutschstunden und allgemein bildenden Fächer vorzog, speziell den Geschichtsunterricht. Die pädagogischen Leistungen beider Lehrer wurden in den Visitationsberichten lobend anerkannt, zu bemängeln gab es einzig, dass sie kein detailliertes Schultagebuch führten.

So positiv indessen die Visitationsberichte ausfielen, so gab es in der Gemeinde selbst doch kritische Stimmen. In den ersten Anstellungsjahren schon wurde Lehrer Tuchschnid vorgeworfen, er habe häufig das Schulzimmer verlassen, um nach seiner kranken Frau zu sehen. Etliche Stunden, ja, ganze Vormittage seien ausgefallen und teilweise während der Ferien nachgeholt worden, ohne dass Tuchschnid um die erforderlichen Bewilligungen beim Schulrat nachgesucht hätte. Missfallen erregte auch, wie hef-

tig der junge Schulmeister zuweilen dreingeschlagen hatte; zudem stiessen sich die einen an der mangelhaften sittlichen Erziehung, andere monierten, dass der Oberstufenlehrer sich im Beisein der Schulkinder am Dorfklatz beteilige. Die Opposition spitzte sich zu, als Tuchschnid angeklagt wurde, das Vermögen seiner minderjährigen Schwägerin nicht korrekt verwaltet zu haben. Wohl war noch vor Prozessbeginn ein Vergleich zustande gekommen, doch dies trug nichts zur Entspannung bei, im Gegenteil: Der Gachnanger Gemeindeverwalter brachte vierzig Unterschriften zusammen – was einem Drittel der Stimmberechtigten entsprach – mit der Forderung an die kantonale Erziehungsbehörde, den umstrittenen Lehrer abzusetzen. Trotz der Schlichtungsversuche von übergeordneter Stelle kam es am 19. April 1882 zu einer ausserordentlichen Bürgerversammlung. Von den 110 Anwesenden stimmten 48 für und 62 gegen eine Entlassung des umstrittenen Lehrers.¹⁰ Wie Vater Salomon sich entschieden hat, wissen wir nicht, sicher aber hatte er sich an der Unterschriftenaktion nicht beteiligt.

Trotz der etwas pauschal geführten Schultagebücher ist einiges über den Unterricht zu erfahren. Dass die Fortbildungsschüler im Winter 1883/84 drei Aufsatzthemen gestellt bekamen – «Ein Entschuldigungsschreiben», «Erkundigung nach einem verlorenen Gegenstand» und «Bericht über den diesjährigen Herbstertag in Briefform» – und ausserdem passende Argumente zu einem der Themen «Unbesonnener Spass» oder «Wahre Freunde erkennt man in der Not» zusammenzutragen hatten.¹¹ An die letztere Arbeit konnte sich Alfred Huggenberger noch in

9 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 21.1.1908.

10 Siehe StATG 4'701'22, 1882, § 77c, sowie StATG 4'701'23, 1882, § 134, 2.

11 Schularchiv Gachnang 1.201: Tagebuch Fortbildungsschule, 29.1.1883.

hohem Alter erinnern. «Mi erscht Erzehlig, we'me si so tarf nenne, han ich scho als Nachtschüeler gschriben [...]. Emol hä'mer d'Huufgob übercho, d'Woret vome Sprüchwort dur irgend e Begebeheit z'erhärte. Ich ha de Spruch gewählt «Ein Freund wird in der Not erfunden» und ha ime churze Gschichtli probiert z'bewyse, dass dem so sei. Das Gschichtli ist dänn am Exame richtig prysgekrönt worde. Nid dass es die Herre Schuelvorsteher öppe glese hettid, si händ bloss d'Site zellt, und uf das hii sind sie zum Schluss cho, dem Werk ghöri de Vorzug, allerdings mit der Yschränkung, ich hetti nid prucht 16 Schuelheftsche vollzschmiere, wo die andere mit einer uscho seigid.»¹²

Seinen letzten Fortbildungskurs besuchte Alfred Huggenberger bei den Lehrern Albert Müller und Christian Oswald. Zum Wintersemester 1884/85 war Johann Jakob Widmer mit knapp sechzig Jahren aus dem Erwerbsleben verabschiedet worden, «unter bester Verdankung seiner vieljährigen Dienste»¹³, wie der Schulrat bekannt gab. Im Jahr zuvor hatte auch Jakob Tuchschnid den Schuldienst verlassen, allerdings nicht freiwillig. Er war im Mai 1883 verhaftet worden, weil er eine Unterschrift gefälscht hatte. Er habe dies getan, um von den Gläubigern seines bankrotten Schwagers nicht behaftet werden zu können, so lautete die Anschuldigung, was Tuchschnid jedoch stets von sich wies. Am 29. November 1883 wurde er in Weinfelden vom Geschworenengericht zu einjähriger Haft in der Strafanstalt Tobel verurteilt und für immer vom Schuldienst ausgeschlossen.¹⁴ Nach Verbüßung seiner Strafe wurde er Cafétier in Lausanne.

Es finden sich keine Hinweise, dass Alfred Huggenberger in Kontakt blieb mit seinen zwei langjährigen Lehrern, denen er, wie in den autobiografischen Texten betont wird, Wesentliches verdankt.

12 Larese, Alfred Huggenberger, S. 74 (aus einem Radiogespräch).

13 Amtsblatt des Kantons Thurgau 1884, S. 722.

14 StATG 6'13'25, S. 159–163.

3 Lesen und Schreiben: Initialzündungen

Schon als Kind las Alfred Huggenberger, was ihm in die Finger kam. Neben den Beständen der Schulbibliothek war dies ein kleiner Bücher-Posten, den Vater Salomon einst an einer Gant erworben hatte und seither im Stubenwandschrank aufbewahrte: ganze Zeitschriftenjahrgänge mit Fortsetzungsgeschichten, Lehrbücher, abgegriffene Lederbände, Volksausgaben, Kalender und anderes, auf die der Junge mangels neuer Lektüre mehrmals zurückgriff. Namentlich ein paar Erzählbände von Heinrich Zschokke, «Das erfüllte Versprechen» von Jakob Frey, Gabriel Gottfried von Bredows «Merkwürdige Begebenheiten der Allgemeinen Weltgeschichte» und eine Darstellung der höfischen Dichtung mit schwer verständlichen Werkproben von Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg und Walther von der Vogelweide. Für kein anderes Buch aber habe er eine derart starke Zuneigung entwickelt wie für «Fabeln und Erzählungen in Burkhard Waldis Manier» von Friedrich Wilhelm Zachariä, schreibt Alfred Huggenberger in seinen Jugenderinnerungen, «ich beschäftigte mich so oft und so eindringlich mit ihm, dass ich noch heute, nach mehr als vierzig Jahren, eine Reihe der darin enthaltenen Texte halb oder ganz hersagen kann».¹ Als Beispiel zitiert er unter anderem das Gedichtchen «Der Dichter und der Bauer», das für ihn im Rückblick wohl eine zusätzliche, stark subjektiv gefärbte Bedeutung erhalten hatte: «Ein junger Dichter las das Haus,/ Von einem reichen Bauern aus,/ Um da mit lesen und mit schreiben/ Vergnügt die Zeit sich zu vertreiben./ Einst trat sein Wirt zu ihm herein:/ «Wie Freund, nur immer so allein?)/ «Das bin ich nur, sprach der Poet,/ «Seitdem ihr, Freund, hier vor mir steht»».²

Zu Lebzeiten von Zachariä (1726–1777) war das Fabelbuch anonym erschienen. Beim Exemplar der Familie Huggenberger muss es sich deshalb um jene «Neue Ausgabe» gehandelt haben, die Johann Joachim Eschenburg 1777 in der Fürstlichen Waisenhausbuchhandlung Braunschweig und im darauffolgen-

den Jahr bei Schmieder in Karlsruhe veröffentlichte. Dafür spricht auch Alfred Huggenbergers Hinweis auf die «hübschen Schnörkelzeichnungen» sowie die Bemerkung, sein Zachariä-Buch sei, als er es gelesen habe, exakte hundert Jahre alt gewesen. Tatsächlich wurde die «Neue Ausgabe» 1782 und 1784 nachgedruckt.

Weil aber unseres Wissens das einst recht populäre Fabelbuch seither keine Verbreitung mehr fand und, von elektronischen Kopien abgesehen, selbst aus den Bibliotheken weitgehend verschwunden ist, seien hier ein paar Erläuterungen angebracht: Zachariäs Texte sind weitgehend Nachdichtungen aus dem mehrbändigen Werk von Burkhard Waldis (1490–1556), einem weit gereisten Autor mit spannungsvoller Biografie. Franziskaner ursprünglich, war er nach der Reformation verhaftet worden und anschliessend als Kannegiesser in halb Europa herumgekommen, ehe er 1541 Theologie zu studieren begann und protestantischer Pfarrer wurde. Nun nutzte er seine Bildung, um die Fabeln des Aesop ins Deutsche zu übersetzen. Er versah sie mit ausschweifenden Kommentaren und berichtete, ebenfalls in Knittelversen, was er auf seinen ausgedehnten Reisen beobachtet und erlebt hatte. Rund drei Dutzend von Waldis' Texten sind im Anhang der «Neuen Ausgabe» abgedruckt, und obwohl Herausgeber Eschenburg in seiner Auswahl darauf verzichtete, die Kunst der sprachlichen Bearbeitung in den Vordergrund zu rücken – nur gerade sechs Episoden sind in beiden Versionen berücksichtigt –, kommt gut zum Ausdruck, wie souverän Zachariä die zweihundertjährigen Verse in seine eigene Zeit übertrug und sich, wie im Titel verheissen, «nach Burkhard Waldis Manier» zu eigenen Dichtungen hinreissen liess.

Angesichts dieses vielschichtigen Buches wirkt es befremdlich, dass sich dem jungen Leser in Bewan-

1 A. H., Brunnen der Heimat, S. 212.

2 Ebd.

gen, neben dem Gedichtchen vom Bauern und dem Dichter, ausschliesslich belehrende Tiergeschichten eingeprägt haben. Drei Beispiele zieht Alfred Huggenberger heran, sie handeln von Standesunterschieden und Heuchelei, hingegen erwähnt er keine der erotischen Erzählungen wie «Der unvermuthete Ehe-segen», «Der Teufel und das alte Weib» oder «Der Bräutigam und der Tod». Auch über die antiklerikalen Spottgedichte verliert er kein Wort, obwohl doch «Sanct Peter, der Gott seyn wollte», «Die junge Frau im Beichtstuhl» und «Der Bischoff und der Bettelbube» einem Pubertierenden hätten aus dem Herzen sprechen müssen. Während Alfred Huggenberger seine Lektüre von Zschokkes Erzählung vom Feldweibel und der schönen Klementine als emotionalen Prozess darstellt – «ich las sie immer wieder mit gleicher Spannung, mit gleichem Herzklopfen, mit derselben Genugthuung über das endliche Zusammenfinden der beiden Liebesleute» –, bleibt er ausgerechnet in der Erinnerung an sein allerliebstes Buch merkwürdig vage, er schildert keine persönlichen Eindrücke, keine Empfindungen oder gar Leidenschaften, nur in einem der zahlreichen autobiografischen Entwürfe hält er fest, dass ihm die Texte von Burkard Waldis im Anhang «ihrer eigentümlichen Sprache wegen besonders gut gefielen».³

Das ist ein aufschlussreiches Bekenntnis. Tatsächlich begann Alfred Huggenberger sich ungewöhnlich früh für entlegene Epochen zu interessieren, ganz besonders für die mittelalterliche Lebensweise in all ihren Ausprägungen und für die Zeit der Bauernkriege. Es war ein unerklärlich starkes Interesse, und während etlicher Jahre beschäftigte er sich sehr intensiv mit diesen Themen, ohne sich deswegen neuen Interessensgebieten zu verschliessen. «Zufälle regieren meinen wunderlichen Bildungsgang», kommentiert er selbst seine autodidaktische Weiterbildung.⁴

Von seinen vielseitigen und zugleich auch sehr ausgefallenen Vorlieben zeugt ein Heft, beschriftet

mit «Kurzer Katalog für 1884–1892».⁵ Es enthält zahlreiche einzelne, meist abgekürzte Stichwörter und eine dazugehörige Zahl, was sich in den allermeisten Fällen einem bestimmten Titel im Gesamtverzeichnis der Thurgauischen Kantonsbibliothek aus dem Jahre 1886 sowie dem ersten Supplement zu den Neuanschaffungen zuordnen lässt. Das heisst, für die Zeit zwischen 1884 und 1892 hat sich Alfred Huggenberger eine persönliche Leseliste mit 738 teils mehrbändigen Werken zusammengestellt, geordnet nach seinen sechs persönlichen Themenschwerpunkten: Vermischtes/Interessantes (166 Titel), Deutsche Geschichte (183), Literatur (145), Schweizer Geschichte (166), Weltgeschichte (26) und Alpen (55). Ein immenses Programm! Wenn man bedenkt, dass die Bücherausgabe der Bibliothek nur Mittwoch nachmittags geöffnet war, wären dies Woche für Woche zwei Ausleihen gewesen.⁶

Zwar ist nicht zu beweisen, ob der junge Alfred Huggenberger all die aufgelisteten Bücher tatsächlich gelesen hat und wie intensiv er dies allenfalls tat, dennoch lassen sich Rückschlüsse über seine generellen Vorlieben und konkreten Favoriten ziehen. Letzteres ist mit wenig Aufwand zu eruieren, weil Alfred Huggenberger seine Präferenzen mittels Grossbuchstaben oder einfachen, doppelten, ja bis zu fünffachen Unterstreichungen markierte. Demnach rückte Joseph Victor von Scheffel zum neuen Lieblingsautor auf, als Nachfolger von Zachariä/Waldis. Weitere Favoriten waren der Historiker Leopold von Ranke, Romancier Gustav Freytag, der vielseitige Josef Viktor Widmann, Rudolf Baumbach mit seinen Landsknechtliedern, «Das alte Zürich» von Salomon Vögelin, Johann Kaspar Zellwegers «Geschichte des Kan-

3 KBTG Hu L Sch 61/3: März 1913.

4 Ebd.

5 KBTG Hu Sch 130.

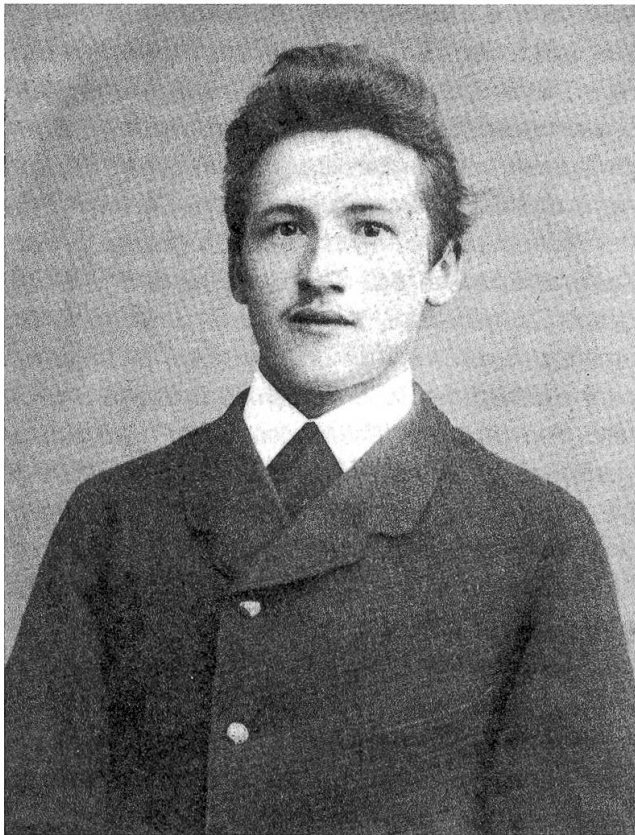
6 Siehe Rea Brändle, A. H. und die Kantonsbibliothek Thurgau, Ts., in: KBTG Hu Sch 130.

tons Appenzell», Carl Georg Jacob Sailer's «Chronik von Wyl», Wilhelm Gottlieb Soldans «Geschichte der Hexenprocesse, aus den Quellen dargestellt» und von Friedrich Christian Schlosser die Untersuchung «Zur Beurtheilung Napoleon's und seiner neuesten Tadel und Lobredner, besonders in Beziehung auf die Zeit von 1800–1813». In der nächst untern Kategorie figurieren Homer und Goethe, neben Gottfried Keller, Fritz Reuter, Friedrich Rückert, Peter Rosegger und Georg Rollenhagen mit dem «Froschmeuseler». Kürzer ist die Liste der Äquivalente im Sachbuchbereich mit «Conrad Widerhold» und «Die Schweden am Bodensee», beides Werke über den dreissigjährigen Krieg, «Deutscher Volkshumor» von Moritz Busch und diverse Thurgoviana von Johann Adam Pupikof, der ab den 1860er-Jahren in Frauenfeld das Staatsarchiv sowie die Kantonsbibliothek betreute.

Die Liste der favorisierten Bücher liesse sich mühelos erweitern, während es zusätzliche Detailarbeit erfordert, die Huggenbergerschen Interessensschwerpunkte herauszukristallisieren, zumal seine sechs Kategorien sehr allgemein gehalten sind und sich bei näherem Hinsehen als in manchem ungenau erweisen. Dies im wörtlichen Sinn: Die Habsburger zum Beispiel werden der deutschen Geschichte einverleibt, ebenso die Liederbücher Detlev von Liliencrons, eine Biografie über den Schwedenkönig Gustav Adolf sowie eine Kurzfassung von Grimmelshausens «Abenteuerlichem Simplicissimus». Ulrich Bräkers Lebensbericht ist der Schweizer Geschichte beigegeben, Charles Dickens der Rubrik des Vermischten, desgleichen Aesop, der «Eulenspiegel» und Adalbert Stifter. Bei all diesen kleinen Schönheitsfehlern jedoch sei ausdrücklich auf die kompetente Auswahl der internationalen Belletristik hingewiesen: Homer, Sophokles, Vergil, Dante, Shakespeare, Cervantes, Lessing, Voltaire, Rousseau, Heine, Cooper, Andersen, Tolstoi – und wenn die grossen französischen Romanciers fehlen, ist dies darauf zurückzuführen, dass die Thurgauer Kantonsbibliothek diesbezüglich schwach be-

stückt war. Als Berater für Weltliteratur betätigte sich vermutlich Hermann Huggenberger, inzwischen Lehrer in Zünikon, das wie Bewangen zur Gemeinde Bertschikon gehörte. Schon als Seminarist hatte er seinen jüngeren Bruder für Schillers Dramen begeistert, und wahrscheinlich waren da zusätzliche Personen, die dem Bauernjungen mit seinem Bücherrucksack in der Kantonsbibliothek den einen oder andern Lesetipp gaben. Zum belletristischen Schwerpunkt gehörten mehrere Texte in mittelhochdeutscher, ja sogar ein paar in althochdeutscher Sprache. Es war dies ein weiteres Element seiner jahrelangen, schier unerschöpflichen Vorliebe für Mittelalter und Frühe Neuzeit, wobei sich auf der Leseliste ebenso Liederbücher finden wie Chroniken und alltagsnahe Enzyklopädien, samt historisierenden Ritterballaden, Heldengesängen und andern romantisierenden Nachdichtungen. Auch begann sich die anfänglich eher diffuse Begeisterung für historische Themen zunehmend auf Lokalgeschichte zu konzentrieren, neben dem Kanton Bern waren dies Zürich und der Thurgau und damit die eigene Umgebung.

So verdichtet sich unser Eindruck von Alfred Huggenberger als einem wissbegierigen jungen Mann, der sich um Allgemeinbildung bemühte, sich dabei aber nicht auf Lehrbücher und Einführungstexte abstützte, sondern sich lieber auf Primärliteratur einliess. Auffallend auch, dass er naturwissenschaftliche Themen weitestgehend ausblendete. Dass er sich bei der Wahl seiner Lektüre nicht vom Nützlichkeitsdenken leiten liess, ist am besten mit einem Beispiel aufzuzeigen: So vehement Alfred Huggenberger alles in sich aufzog, was mit den Bauern, ihrer Geschichte, Kultur und Lebensweise, ihren Kämpfen und Niederlagen zu tun hatte, so wenig interessierte er sich für landwirtschaftliche Fachliteratur. Nur ein paar wenige Bücher über den Wald figurieren auf seiner umfangreichen Liste. Und dass er bei all den verschrobenern Liebhabereien auch die populären Lesevorlieben seiner Zeit teilte, ist dem immen-



sen Konsum von Alpenliteratur und Napoleonbiografien zu entnehmen.

Alfred Huggenberger las soviel er konnte, selbst am Mittagstisch. Neue Bücher zu beschaffen war problemlos und deshalb nicht mehr nötig, sie mehrmals zu lesen. Auch blieb das Auswendiglernen nicht Alfred Huggenbergers einzige Methode, sich Literatur anzueignen. Er führte Buch über seine Entdeckungen und begann, Aufzeichnungen zu seiner Lektüre zu machen, notierte sich imposante Sätze, exzerpierte längere Passagen, wie Studenten dies tun, machte sich Stichworte zum Inhalt und schrieb eigene Zusammenfassungen mit Seitenangaben und Querverweisen, eine Technik, die er in den 1890er-Jahren zunehmend perfektionierte.

«Ich las nicht mehr bloss, ich schwelgte im goldenen Überfluss. Und dann nahm es seinen Anfang»,

erinnert sich Alfred Huggenberger.⁷ Wann «es» anfang und mit welcher Art von Texten, dazu gibt es keine eindeutigen Angaben. «Zuerst nur heitere Mundartreime für die Wiedergabe in geselligen Kreisen» seien es gewesen, «aber bald wagte ich mich auch an ernsthafte Aufgaben»,⁸ schreibt er an einen Ort, am andern will er sich als erstes «an kleinen Lustspielen und Schwänken» nebst ersten Entwürfen «zu historischen Dramen und zu einer epischen Dichtung aus der Geschichte von Kyburg» versucht haben,⁹ während in den Jugenderinnerungen sich die frühesten Versuche um «schwülstige Szenen» drehten, Anfänge zu «Dramen und epischen Gesängen».¹⁰

Bei allen widersprüchlichen Angaben indes lassen sich doch eindeutige Folgerungen ziehen. Die Anfänge seines eigenen Schreibens gehen auf die Zeit vor dem zwanzigsten Geburtstag zurück, und schon da müssen es verschiedene Textsorten gewesen sein, die er nebeneinander ausprobierte. Und, wichtiger noch, es war nicht ein bestimmtes Ereignis, keine ausserliterarische Erfahrung, die das Schreiben initiiert hatte. Auslöser waren Bücher. Dies unterscheidet Alfred Huggenberger von den meisten Autodidakten.

7 Larese, Alfred Huggenberger, S. 60.

8 Ebd.

9 KBTG Hu L Sch 61/3: Biografische Notizen, 18.2.1910.

10 A. H., Brunnen der Heimat, S. 222 und S. 223.

4 Schritte ins Erwerbsleben

Über Vater Salomon gibt es von Alfred Huggenberger einen merkwürdigen Satz. «Ich fürchtete ihn nicht», heisst es in den Jugenderinnerungen und weiter, als wäre dies eine Erklärung: «Er konnte in vielen Dingen sehr engherzig und kleinlich sein; auch kam seine Liebe nie auf den äussersten Ast, ich kann mich nicht an ein Kosewort von ihm erinnern und bin doch gewiss, dass er meinetwegen manche Stunde schlaflos lag.»¹

Auch wenn solch emotionale Zurückhaltung üblich gewesen sein soll in ländlichen Familien, der «schweigenden Milieus»,² scheint es doch selbst im winzigen Bewangen sehr unterschiedliche Erziehungsstile gegeben zu haben. Vater Bräm etwa, wie einer der Nachbarn in den Jugenderinnerungen genannt wird, ist nicht nur für seine eigenen Kinder eine beängstigende Erscheinung; Jaköbli Stoller, ein gleichaltriger Bub aus einer weiteren Nachbarsfamilie, wird wegen einer zerbrochenen Vase so lange mit dem Lederriemen traktiert, bis nicht nur die Schreie des Jungen, sondern auch das Keuchen des Züchters durch die Hauswände im ganzen Weiler zu hören sind.

Von Tätlichkeiten Vater Salomons hingegen ist weder in den Erinnerungen noch sonst wo etwas überliefert. Abgesehen davon, dass er nicht das cholerische Temperament eines Bräm besass, scheint er generell auf eher rationale Erziehungsmethoden gesetzt zu haben. Trotzdem hört sich das obige Zitat nach einem spannungsvollen Verhältnis an. Dies wird verständlich, wenn man sich die besondere Situation der Huggenbergers vergegenwärtigt. Für Vater Salomon war Alfred ein Sohn und zugleich der Lehrbub, früh schon zum Nachfolger prädestiniert, und deshalb von klein auf angeleitet, begutachtet, erzogen. Durch die Arbeit aufeinander angewiesen, waren die beiden oft auf Schritt und Tritt zusammen, während der Ernte bis zu sechzehn Stunden am Tag. Dies mag in der vorhergehenden Generation ähnlich gewesen sein, mit dem entscheidenden Unterschied freilich,

dass Vater Salomon als junger Mann schon sein eigenes Geld verdient hatte. Ob der schulentlassene Alfred Huggenberger von seinen Eltern einen Lohn oder zumindest ein Taschengeld erhielt, entzieht sich unserer Kenntnis. Es ist nicht auszuschliessen, dass er während den ruhigeren Zeiten bezahlte Gelegenheitsarbeiten übernahm.

Die Verdienstmöglichkeiten verbesserten sich dauerhaft, nachdem Alfred Huggenberger für den Militärdienst rekrutiert worden war. Am 20. September 1886 fand in Winterthur die Aushebung statt, der Achtzehnjährige aus Bewangen gehörte mit seinen 171 Zentimetern zu den gross Gewachsenen, erzielte in allen theoretischen Fächern die Bestnote, das heisst in Lesen, Aufsatz, Rechnen, und Vaterlandskunde.³ So kam er, wie er sich das gewünscht hatte, zur Kavallerie, wurde der Dragoner-Schwadron 18 zugeteilt und absolvierte im darauffolgenden Sommer zwei Monate lang die Rekrutenschule in der Zürcher Kaserne. Wie einst als Schulkind konnte er wieder von verbesserten Verhältnissen profitieren. Bis 1874 hatten die Kavalleristen ihr eigenes Pferd in den Militärdienst mitzubringen, oft nahmen sie auch einen persönlichen Rossknecht mit in die Kaserne; seither stellte ihnen die Armee ein eigenes Bundespferd zur Verfügung, den sogenannten Eidgenoss, und dies zu folgenden Bedingungen: Der Dragoner hatte für sein Pferd die Hälfte des Schätzungswertes von maximal 1800 Franken zu bezahlen und verpflichtete sich, auch ausserhalb der Dienstzeit für das Wohlergehen des Tieres zu sorgen, was periodisch kontrolliert wurde. Nach der Rekrutenschule hatten die Dragoner jedes Jahr zu einem knapp zweiwöchigen Wiederholungskurs einzurücken, und nach jedem dieser Einsätze erhielten sie zehn Prozent ihrer Einzahlung zurückerstattet, so dass sie nach zehn Jahren, dem

1 A. H., Brunnen der Heimat, S. 239.

2 Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 174–186.

3 KBTG Hu L 1.

Abb. 6: Militärische Zusammenkunft als geselliger Anlass: Vorne Alfred Huggenberger (mit Theaterbart) am Landsturmtag, dem 2. Januar 1894, vor dem Schulhaus in Schneit.



Ablauf der Dienstzeit, über ihr Pferd als Eigentümer frei verfügen konnten.⁴

Alfred Huggenberger bekam einen Wallach, den er Gregor nannte.⁵ Dieser leistete auf dem Hof in Bewangen gute Dienste, überdies gab es mit ihm auf Jahre hinaus Geld für Fuhrdienste verschiedener Art zu verdienen, für Privatpersonen zunächst, später auch vertragsmässig für die Gemeinde⁶ und die Milchkonsumgenossenschaft Winterthur. Nicht zu unterschätzen schliesslich ist der indirekte Nutzen des Pferdes. Weil Gregor täglich ausgeritten werden musste, kam Alfred Huggenberger sehr oft aus dem kleinen Bewangen heraus, traf sich sonntags mit sei-

nen Dienstkameraden, unterhielt sie mit Humoresken. Er war beliebt und verschaffte sich Respekt auch ausserhalb des Militärs. Noch siebzig Jahre später erinnert sich Redaktor Arnold Kübler, der im Restaurant Löwen in Wiesendangen aufgewachsen war, wie sehr ihm Huggenberger imponierte, «wenn er gelegentlich auf dem Kavalleriepferd vom Dienst oder ei-

4 Schoellhorn, 50 Jahre Dragoner-Regiment 6, S. 46–47; über A. H. siehe ebd. S. 214–216.

5 KBTG Hu Z Sch 104: Schweizer Kavallerist, 25.8.1959.

6 Zwei Verträge Fuhrleistungen 1899 und 1902 in: KBTG Hu L Sch 60/1.

ner Inspektion kommend, vor dem Löwen Halt machte, vielleicht gar nicht vom Pferd stieg, sondern oben sitzend geradewegs in unsere hochgelegene Stube hineinschaute, sein Glas leerte, Spass mit meiner grossen Schwester machte, die seinem Tier derweilen einige Zucker ins Maul schob, dann davon ritt oder aber abstieg und bis spät in die Nacht mit andern Gästen an unseren Tischen sitzen blieb, obgleich er doch einen so weiten Heimweg nach den Hügeln hinter den Wäldern vor sich hatte.»⁷

Möglich, dass Vater Salomon in solchen Nächten schlaflos blieb.

In den Jugenderinnerungen, speziell in der Geschichte «Revolution auf dem Kornfeld», macht Huggenberger uns glauben, sein Vater sei der rückständigste Bauer weit herum gewesen. Ob selbiger tatsächlich in allem antimodern eingestellt war, wie das Buch dies wahrhaben will, ist ein gutes Stück weit zu bezweifeln. Schon 1883 hatte Vater Salomon bei einer Grenzbereinigung seines Besitzes unter anderem eine Kiesgrube erworben und im folgenden Frühling einen Kredit von 13 000 Franken aufgenommen. Damit baute er während der nächsten drei Jahre ein freistehendes Ökonomiegebäude mit einem Versicherungswert von 4000 Franken. Anschliessend wurde das Wohnhaus vergrössert, was dessen Wert laut Angaben im Brandassekuranzbuch verdreifachte. Gleichzeitig wurde auch die Scheune beträchtlich ausgebaut. Dies alles deutet darauf hin, dass die Huggenbergers in den 1880er-Jahren damit begannen, das Schwergewicht ihres Mischbetriebs auf Vieh- und Milchwirtschaft zu verlegen, was von Vater und Sohn gleichermaßen forciert wurde und ohnehin im Trend lag, wie den Statistiken zu entnehmen ist: Zwischen 1820 und 1860 war im Kanton Zürich der Rindviehbestand von 48 540 auf 77 399 angestiegen, 1886 waren es 88 637, bis 1921 nahm die Zahl um gut 30 000 zu;⁸ etwas weniger steil verlief die Entwicklung im angrenzenden Kanton Thurgau, 1834 zählte man einen Bestand von 27 806, 1901 mit 52 701 das

Doppelte.⁹ Selbst im kleinen Bewangen ist die Expansion augenfällig. In allen vier Haushalten hatten sich die Verhältnisse in den 1860er-Jahren stabilisiert, wie in den Assekuranzbüchern nachzulesen ist, seither gab es keine Besitzerwechsel mehr. Ebenso wie die Huggenbergers begannen auch die Familien Müller, Fröhlich und Reinhard ihre Häuser zu vergrössern und mit neuen Ökonomiegebäuden ihre Betriebe zu modernisieren. Es war eine Phase ausgesprochener Prosperität, die allerdings nur zehn Jahre anhielt. Es folgten krisenhaftere Zeiten, welche die Umstellung auf Vieh- und Milchwirtschaft beschleunigten. Damit einhergehend war auch die Verschuldung gewachsen.¹⁰

Die Investitionen waren kostspielig, erforderten vermehrte Marktorientierung und kaufmännisch-kalkulierendes Verhalten. Man musste Kühe kaufen, brauchte für sie grössere Ställe und mehr Futter. Dies liess sich realisieren entweder mit Landzukaufen mittels Krediten oder mit Bodenqualitätsverbesserungen, also Meliorationsarbeiten im weitesten Sinn. Alfred Huggenberger tat beides. Kaum volljährig geworden, kaufte er am 10. Januar 1888 für siebzig Franken ein Stück Wiese von gut acht Aren im Riet. Im Verlauf des Jahres kamen weitere Erwerbungen dazu, wobei der junge Käufer darauf achtete, dass die neu gekauften Parzellen an den Familienbesitz angrenzten. Im Juni war es eine Rietwiese von zwanzig Aren in Oberschneit für hundert Franken, im November für 940 Franken drei Wiesenstücke von insgesamt über fünfzig Aren. Auf diese Liegenschaften

7 Kübler, In Alfred Huggenbergers Land, S. 13.

8 Bernhard, Landwirtschaftlicher Atlas, Karte 18; siehe auch Zürcherischer Landwirtschaftlicher Kantonalverein, S. 130–131.

9 Schoop, Wirtschaftsgeschichte, S. 94; siehe auch 150 Jahre Thurgauischer Landwirtschaftlicher Kantonalverband.

10 Siehe Geschichte des Kantons Zürich, S. 38 ff.; Baumann, Bauernstand, S. 47 ff.

hatte er einen Kredit von 500 Franken aufgenommen; Vater Salomon und Bruder Hermann waren Bürgen.¹¹

Damit hatte er innert zwölf Monaten mehr als eine Hektare Rietland erworben. Während der nächsten acht Jahre kaufte er vor allem Waldparzellen, über eine Hektare insgesamt, die Arbeit im Wald entwickelte sich zu einer weiteren lebenslänglichen Leidenschaft. Auch pflanzte er auf seine Wiesen etliche Obstbäume, die er selbst aus Kernen gezogen hatte. Dieser Erwerbszweig übrigens war, anders als im nahen Thurgau, in der zürcherischen Grenzregion um Bewangen erstaunlich schwach entwickelt.¹²

Schon vor seinem zwanzigsten Geburtstag hatte Alfred Huggenberger versuchsweise damit begonnen, kleinere Rietparzellen trocken zu legen. Vielleicht tat er dies mit Hilfe jenes Drainagekurses, der am 10. Februar 1888 im «Winterthurer Volksblatt» für junge Landwirte aus der Gemeinde Bertschikon ausgeschrieben war. Entwässerungsprojekte hatten bereits eine längere Tradition, schweizweit und speziell im Grenzland zwischen Winterthur und Frauenfeld, wie das Beispiel von Elgg zeigt. Als dort 1855 das fast vierzig Hektaren grosse Blankenmoos trocken gelegt wurde, war dies «die erste systematische, im Kanton Zürich durchgeführte Drainage, die im ganzen Land herum Bewunderung erweckte», schreibt Johannes Girsberger, der kantonalzürcherische Kulturingenieur, und vermerkt, dass nicht nur in allen Schweizer Tageszeitungen, sondern auch in der ausländischen Presse berichtet und «überall von dem heroischen Entschluss der Gemeinde Elgg mit Verwunderung gesprochen» worden sei.¹³ Zehn Jahre später gab es zwei zürcherische und vier thurgauische Drainageröhrenfabriken.¹⁴

Drainieren war also schon lange keine Pioniertat mehr, wie dies in den älteren biografischen Texten über Huggenberger dargestellt wird. Ungewöhnlich aber war das Ausmass an sumpfigem Boden, das der junge Bewanger ohne fremde Hilfe bearbeitete. Als

erstes grösseres Projekt nahm er sich 1888 die Weiherwiesen vor, wo schon im Frühling rostgelbes Stummelgras vom frischen Grün der Umgebung abstach. Einen ersten Zipfel von gut zwanzig Aren dieses Sumpflandes hatte Vater Salomon einst als junger Mann gekauft, mittlerweile gehörten gut zwei Jucharten der Weiherwiesen zum Familienbesitz, so viel jedenfalls, dass eine Drainage sich lohnen würde, wie Alfred Huggenberger seinem Vater vorrechnete: «In zwei bis drei Jahren könnten wir dann vier Stück Grossvieh mehr halten.»¹⁵

Und das war erst der Anfang. In den folgenden Jahren war Alfred Huggenberger jeden Herbst ein paar Wochen mit Drainieren beschäftigt, so lange immer, bis der Boden gefroren war. So kam er Jahr für Jahr ein Stück weiter, dreissig Jucharten sollen es insgesamt gewesen sein.¹⁶ Dies sind gut zehn Hektaren oder, in heutigen Grössenvorstellungen ausgedrückt, rund fünfzehn Fussballfelder. Mehr als 10 000 Rohre hatte er nach eigenen Angaben verlegt,¹⁷ und für sie alle musste er Gräben ausschaufeln, jeder mindestens anderthalb Meter tief, nach den Empfehlungen der Experten.¹⁸

Zur Ertragssteigerung gehörten auch hochwertiges Saatgut, Kunstdünger und Schädlingsbekämpfungsmittel. Weil solche Anschaffungen für einen einzelnen Betrieb teuer zu stehen kamen, schlossen die Bauern sich zu landwirtschaftlichen Genossenschaften zusammen, um sich gemeinsam mit Neue-

11 KBTG Hu L Sch 60/1: Bürgschein, 23.12.1888.

12 Bernhard, Landwirtschaftlicher Atlas, Karte 17 a.

13 Girsberger, Meliorationswesen, S. 41.

14 Kopp, Anleitung zur Drainage, Beilage B.

15 A. H., Brunnen der Heimat, S. 240.

16 KBTG Hu M Sch 54, sowie Larese, Alfred Huggenberger, S. 77.

17 KBTG Hu L Sch 61/3: Biografische Notizen, 18.2.1910.

18 Kopp, Anleitung zur Drainage, überarbeitete Aufl., S. 54.

rungen einzudecken und sie im Depot zu führen.¹⁹ Am 4. Oktober 1885 wurde in Gundetswil, einem der grösseren Weiler in der Gemeinde Bertschikon, eine solche Selbsthilfeorganisation geschaffen. Vater Salomon war nicht unter den Gründern, sein Sohn Alfred aber war laut Protokoll kurz vor seinem zwanzigsten Geburtstag als Mitglied eingetragen und anwesend, als an der nächsten Jahresversammlung der Anschluss an den Bezirksverband Winterthur und der Eintrag ins Handelsregister des Kantons Zürich beschlossen wurde.²⁰ Der Genossenschaftsboom zeugt vom Bedürfnis der Bauern, sich zu organisieren. Daneben entstand zu Beginn der 1890er-Jahre als Protestbewegung der Zürcher Bauernbund, der zum Kampf gegen die Verschuldung aufrief.²¹ Es gibt keine Anzeichen, auch nicht im Tagebuch, dass Alfred Huggenberger sich hier engagiert hätte. Politisch hielt er es in dieser Zeit mit den Demokraten.

19 Zum Boom der Genossenschaften siehe Baumann, Bauernstand, S. 57–58.

20 Herrmann u. a., Bertschikon, S. 147.

21 Siehe Baumann, Bauernstand, S. 60 ff.

5 Erste Erfahrungen mit dem Theater

Das Wörtchen «Nütingen» im Titel des letzten Textes der Jugenderinnerungen steht für die skeptische Haltung von Vater Salomon. «In Nütingen ist nüt zu holen», kommentiert er die literarischen Ambitionen seines Sohnes.¹ Dieses Misstrauen war nur eines von verschiedenen Erschwerissen bei Huggenbergers ersten dramatischen Versuchen, wie in der Geschichte vom «Aufbruch nach Nütingen» nachzulesen ist, auch wenn da rückblickend wohl manches etwas übertrieben dargestellt ist. Dass es mit der väterlichen Ablehnung nicht gar so schlimm gewesen sein dürfte, wird vom Autor selbst eingeräumt. Und dass es in der Umgebung von Bewangen keine ausgeprägte Theatertradition wie in katholischen Gegenden gab, ist zwar unbestritten, doch wurde zu Jugendzeiten von Huggenberger im östlichen Teil des Bezirks Winterthur fleissig Theater gespielt: in Seen, Kollbrunn, Elsau-Rümikon, Rätterschen und besonders in Elgg, wo zudem gelegentlich Tourneeproduktionen gastierten und jedes Jahr auch ein spezielles Kinderprogramm aufgeführt wurde. Die Programme sind den Inseraten im «Winterthurer Volksblatt» zu entnehmen. Auch in der «Thurgauer Zeitung» ist viel Aktivität entlang der Kantonsgrenze festzustellen, in Gachnang, Kurzdorf, Frauenfeld und speziell in Aadorf. Da nahm man sich oft ausgewachsene Schauspiele vor, «Der zerbrochene Krug» von Heinrich von Kleist oder Fünfakter wie «Die Lieder des Musikanten» von Rudolf Kneisel, «Der Sonnenwendhof» von Salomon Hermann Mosenthal, «s'Nullerl» von Carl Morré, «Die Hexe von Gäbistorf oder die Ermordung König Albrechts» von Philipp Walburg-Kramer, «Hedwig, die Banditenbraut» und «Toni oder Der Negeraufstand in Santo Domingo» von Theodor Körner. Ebenfalls häufig waren komische Einakter mit zugkräftigen Titeln: «Dr. Krankis Sprechstunde», «Der verfehlte Heiratsantrag», «De lätz Herr Meyer», «Er ist nicht eifersüchtig», «Dienstboten oder Liebschaften in der Herrenküche», «Der versteckte Liebhaber» oder August von Kotzebues «Der gerade Weg, der beste». Gern

pflegte man Schweizer Dramatik, von Thomas Bornhauser mit «Gemma von Arth» über Stücke von Jakob Stutz, August Corrodi, Adrian von Arx, Charlotte Birch-Pfeiffer und Ulrich Farnet bis zu Arnold Lang, dem Grütlianer mit «Der Fabrikler oder die falsche Freundschaft». Manches also für jeden Geschmack, diverse Betätigungsmöglichkeiten für einen theaterverrückten jungen Mann, doch sich mit einer Nebenrolle zu begnügen – in «Chrutwehe» mit den Gachnangern oder in «Reisebekanntschaften» der Elgger – dürfte den jungen Alfred Huggenberger kaum gereizt haben. Ihn drängte es nach umfassender Verantwortung, einem eigenen Projekt. Dabei kam ihm zugute, dass er sich mit ein paar Freunden regelmässig zum Singen traf und sie alle fürs Theaterspielen begeistern konnte: Johann Truninger, Jakob Ernst, Karl Gubler, Karl Peter, Albert Kappeler, Johann Hofreber sowie Samuel und August Grob.² Geleitet wurde der kleine Männerchor von Hermann Huggenberger, der im Frühling 1887 nach längeren Vikariaten in Hittnau und Schlieren als Lehrer im nahen Zünikon angestellt wurde. Wie stark er sich im Theaterprojekt engagierte, ist nicht sicher, jedoch ist anzunehmen, dass er seinem jüngeren Bruder bei der Suche nach einem geeigneten Stoff behilflich war.³ Kein einfaches Unterfangen, denn das ideale Stück musste verschiedene, teilweise sich widersprechende Erwartungen erfüllen. Es sollte mindestens ein Dutzend möglichst gleichberechtigte Männerrollen enthalten, hingegen ohne weibliches Personal auskommen und trotzdem «neben ausgelassenen lustigen Szenen einige glänzende Rühreffekte aufweisen»⁴, im weitesten Sinn also von Liebe handeln. Fündig wurde man gleicher-

1 A. H., Brunnen der Heimat, S. 239.

2 KBTG Hu B Sch 43: Grob an A. H., 28.4.1955.

3 Über Hermann Huggenberger siehe auch: Evang. Kirchgemeindearchiv Gachnang: Pfarrer Walther Huber, Chronik der Kirchgemeinde Gachnang, 2. Bd., S. 56 a.

4 A. H., Brunnen der Heimat, S. 226.

Abb. 7: Für seine allererste Theaterproduktion inserierte Alfred Huggenberger sowohl im «Winterthurer Volksblatt» wie in der «Thurgauer Zeitung».

Theatralische Aufführung
im vergrößerten Saale zum „Grünenhof“ in Birmingen
Sonntag den 8. April 1888.

Programm:

1) Studentenstreiche

(Auffspiel mit Gesang in 6 Aufzügen nach „die alte Jungfrau“ v. G. E. Lessing).

2) Lebende Bilder

(Studentenfneipe, Andreas Hofer, Abschied etc.).

Eintritt: I. Platz 80 Cts., II. Platz 60 Cts., Kinder die Hälfte.

Kassa-Öffnung 3 1/2 Uhr, Anfang 4 Uhr.

Gesang- und Theaterfreunde ladet ein

Die Gesellschaft.

massen bei Gotthold Ephraim Lessing und bei Joseph Victor von Scheffel (1826–1886), dem damals populärsten Schriftsteller. Von diesem übernahm Huggenberger laut den Jugenderinnerungen das Atmosphärische, die Vorliebe für Burschenherrlichkeit samt weinseligen Gesängen, während «Die alte Jungfer», ein Jugendstück von Lessing den Plot geliefert hatte und deshalb im Inserat für die «Studenten-Streiche» auch gebührend erwähnt ist.

Wie die Vorlage, 1749 in Berlin uraufgeführt, dreht sich auch Huggenbergers Stück um eine begüterte Altledige, die mit ihren Heiratsabsichten einen jungen Verwandten in Verlegenheit bringt. Als Alleinerbe in spe hatte er bisher für sich und seine Kommilitonen beliebig oft Kredit erhalten, und um weiterhin vom lockeren Geldfluss zu profitieren, sucht er mit Hilfe seiner Freunde die bevorstehende Ehe zu verhindern, unterstützt auch von einer jungen Bediensteten im Haus der reichen Jungfer. Während Lessing die

(selbst-)verliebten Kapriolen einer betagten Braut ins Zentrum rückt, fokussiert Huggenberger aus nahe liegenden Gründen auf die Studenten und ihre Aktionen. Gemeinsam ist beiden die Vorliebe für sprechende Namen: Kräusel heisst bei Lessing ein Poet, Spätmann in den «Studenten-Streichen» die alte Jungfer, auch den Kreditgebern wird besonderes Augenmerk geschenkt, bei Lessing haben sie dem jungen Mann «mit 12 Procent so christlich ausgeholfen»⁵, von Huggenbergers Studenten hingegen werden sie als Wucher- und Schacherjuden bezeichnet, antisemitischen Ausdrücken, wie sie damals in der hiesigen Bühnenliteratur verbreitet waren.

Bei solch detaillierten Vergleichen darf jedoch nicht vergessen gehen, dass «Studenten-Streiche. Ein Burschenstück in drei Akten» erst elf Jahre nach der

⁵ Lessing, Die alte Jungfer, S. 270.

Abb. 8–10: Zwischen 1888 und 1894 brachte Huggenberger jeden Silvester ein neues Stück in einem der Schulhäuser von Zünikon und Schneit zur Uraufführung.

1) Tobias Schwalbe, Nachtwächter in einer Provinzialstadt.	3) Ernst Wachtel	} zwei Studenten.
2) Röschen, seine Muhme.	4) Karl Zeisig	
	5) Des Nachtwächters Nachbarn, unter ihnen der Bürgermeister.	

Kassaeröffnung $\frac{1}{2}$ 5 Uhr. Anfang 5 Uhr.
 Eintritt: I. Platz 80 Cts., II. Platz 50 Cts.

Zwischenpausen werden mit Musik ausgefüllt.

Hauptprobe für Kinder Sonntag den 30. Dezember, nachmittags 3 Uhr. Eintritt 20 Cts.

Musikalisch-dramatische Aufführung

**Montag den 31. Dez., als am Silvester,
im Schulhaus Zünikon.**

Program:

1. Musik- und Liedervorträge.
2. Der Dorfproß. Volksstück mit Gesang in 3 Akten.
3. Vorträge der Musikgesellschaft und des Männerchors.
4. Lebende Bilder.

Kassaeröffnung $\frac{1}{2}$ 8 Uhr, Anfang 8 Uhr. Eintritt 40 Rp. Kinder 20 Rp.
 Zu zahlreichem Besuche ladet ein

Der Männerchor.

Theater in der Linde in Hadorf

am 1., 6. und 13. Januar 1889, abends je 5 Uhr,

Uraufführung veröffentlicht und zwischenzeitlich vom Autor zweifellos stark überarbeitet wurde. So hatte er das Personal von neun auf elf Figuren erweitert, Jungfer Spätmann zu Fräulein Althaus umbenannt und auch die übrigen weiblichen Rollen stark ausgebaut im Vergleich zur ursprünglichen Version. Dort mussten die unumgänglichen Kurzauftritte der älteren Frau von einem der jungen Männer übernommen werden. Noch rätselhafter erscheint eine weitere Frauenfigur. Im Inserat heisst sie Frau André, in der gedruckten Fassung hingegen gibt es ein Röschen, und Mitspieler August Grob erinnert in seinem bereits erwähnten Brief daran, dass schon 1888 eine

junge Frau namens Rösli in Erscheinung getreten sei, gespielt von Emma Huggenberger.⁶ Sie, die jüngere Schwester, hatte auch den Vorhang genäht und sich um die Kostüme der fünf «Studenten» gekümmert.

Gesang war für beide Versionen vorgesehen. Trotz ihrer sechs Akte aber war die erste Version vermutlich eher kürzer als das veröffentlichte Stück mit seinen 76 Druckseiten, zumal solche Länge mit dem mehrteiligen Rahmenprogramm kaum zu vereinbaren war und, entscheidender noch, für ein unerfahrenes

6 KBTG Hu B Sch 43: Grob an A. H., 28.4.1955.

Der Turnverein.

Nachher Tanzbelustigung.

NB. Der Saal ist geheizt. 3321

Zünikon. Sylvesterfeier.

Musikalisch-dramatische Aufführung,

gegeben vom
Männerchor Zünikon unter gest. Mitwirkung der hiesigen Musik-
gesellschaft Mittwoch den 31. Dezember im Schulhaus dahier.

Program:

1. Männerwürde	Männerchor.
2. Der Liebesbrief (Dialektstück in einem Akt).	
3. Heimweh	Männerchor.
4. s' Deandl	Quartett.
5. Die Junggesellen (Dialektstück in einem Akt).	
6. Trommelt auf den Tisch	Männerchor.
7. Lebende Bilder.	

In den Zwischenpausen Musik.

Eintritt 40 Rp. Kinder die Hälfte. Kassaeröffnung abends 7 Uhr. An-
fang punkt $\frac{1}{8}$ Uhr.

NB. **Nachher gemütliche Unterhaltung.**

Freundschaftlich ladet ein

3315 **Der Männerchor.**

Christbaumfeier

Ad-hoc-Ensemble viel zu viel Text enthalten hätte. Es ist deshalb auch nicht anzunehmen, dass die ursprüngliche Spielversion hochdeutsch abgefasst war wie später das gedruckte Stück; auch mit einer Mundartvorlage war es für einen Zwanzigjährigen schwer genug, eine Gruppe von gleichaltrigen Männern nebst zwei Familienangehörigen zu motivieren und sie alle als Autor, Regisseur und Mitspieler beisammen zu halten.

Auch die Suche nach einem geeigneten Aufführungsort erforderte einigen Aufwand. Weder ein Schulhaus noch ein grösserer Wirtshausaal schienen für ein Trüpplein von Anfängern in Frage zu kommen, bis schliesslich im Nachbarweiler, dem thurgauischen

Bewangen, ein Wirt ihnen Gastrecht bot. Allerdings verfügte sein «Grünenhof» nicht über die erforderliche Infrastruktur, so dass Alfred Huggenberger zusammen mit August Grob alias Meyer vulgo Spazzo selbst eine Bühne zimmerte; das Holz dazu hatte er von einer zurückgebliebenen Föhre im Tobel und ein paar verküppelten Fichten aus dem elterlichen Suchliwald.⁷ Es war wohl eher eine Art grösseres Podest, nur vom Saal her gelangte man auf die Bühne, der gezogene Vorhang musste das fehlende Backstage

7 A. H., Brunnen der Heimat, S. 230–231, sowie KBTG Hu B Sch 43: Grob an A. H., 28.4.1955.

nehl zu
en für
Futter-
Seen.

ingen wir
ehlen auch
ion.



Zu zahlreichem Besuche laden ein
3019

Die Vereine.

Schneit.

Sylvesterfeier.

Das Programm zur musikalisch-dramatischen Aufführung, welche der
Gemischte Chor Schneit
am Sylvesterabend im hiesigen Schulhause veranstaltet, ist folgendermaßen
festgesetzt:

1. Heilige Nacht.

Gemischter Chor.

2. Zillerthal.

Quartett.

3. Der Heirathsvermittler

(Lustspiel in zwei Akten).

4. Golder Friede.

Gemischter Chor.

5. Beim Photographen

(Lustspiel in 1 Akt).

6. Backfisch-Lannen

(Schwank in 1 Akt).

7. Lebende Bilder.

Eintritt 50 Rp.

Kinder die Hälfte.

Kasseneröffnung Abends 7 Uhr; Anfang punkt 7¹/₂ Uhr.

Freundschaftlich ladet ein

Der Gemischte Chor.

NB. Ausführliche Programme sind an der Kasse zu haben.

3018

Schanturnen

Ap., D
Hol
frische,
in der

Be
kannt
liche
schiede
Söhn

Er
nach 1
1 Jahr
D
freund
bitten

Cl

ersetzen, und um genügend Platz für das Publikum zu schaffen, musste eine Wand herausgerissen werden, so dass schliesslich annonciert werden konnte, dass man «im vergrösserten Saal» spielen werde.

Genüsslich berichtet Huggenberger in seinen Jugenderinnerungen von den zahlreichen Pannen der Uraufführung, als müsste er uns davon überzeugen, dass sein erster Theaterversuch ein Flop gewesen sei. Was zumindest aus Sicht des Publikums zu bezweifeln wäre: Zwar sind keine Besprechungen erschienen, dafür fünf Tage nach der Uraufführung ein Inserat mit der Ankündigung, «auf vielseitiges Verlangen hin» werde im «Grünenhof» eine Zusatzvorstellung

gegeben. Wieder erschien die Anzeige sowohl im «Winterthurer Volksblatt» wie in der «Thurgauer Zeitung», immerhin ein beredtes Zeichen für die Theaterambitionen des jungen Männerchors von Zünikon.

Schon gut acht Monate nach dem Erstling wurde die nächste Produktion uraufgeführt, verfasst für ein reines Männerensemble diesmal, zu einem politischen Thema. «Der Dorfprotz» handelt von den Machenschaften eines Lokalmatadors namens Meyer. Er ist Wirt, Gemeindepräsident, Schulratspräsident und Landbesitzer in einer Person und benutzt die eigene Machtballung, um ein Stück seines Sumpflandes als Bauplatz für ein neues Schulhaus zu

Clgg.
Wald-Fest
veranstaltet von den
Gesang-Vereinen, dem dramatischen Verein, dem Turn-Verein
und der Musikgesellschaft
Sonntag den 22. Juli 1894 im Clgg.
Nur bei günstiger Witterung.
Abmarsch punkt 12 1/2 Uhr vom neuen Schulhause.

Program:

1. Eröffnungsgefang mit Musikbegleitung.
2. Indianertanz mit Musikbegleitung.
3. Gefang vom Männerchor.
4. Gefang vom Töchterchor.
5. Der blaue Montag oder die mißlungene Wette.
Schwank in 1 Akt von A. Huggenberger
6. Musikvortrag.
7. Gefang vom Gemischtenchor.
8. Stabreigen mit Musikbegleitung.
9. Gefang vom Männerchor.
10. Gefang vom Töchterchor.
11. Leiterpyramiden.
12. Schlußgefang mit Musikbegleitung.

Die Wirthschaft
wird in Regie betrieben und ist auf's Beste versehen.
Preis per Flasche aus dem Gemeindegeld 30 Rp.,
wobei bei Rückgabe der unversehrten Flasche wieder 20 Rp. zurück-
erstattet werden.
Zu zahlreichem Besuche laden hiezu jedermann freundlichst ein
1748 **Die Vereine.**
NB. Die verehrliche Einwohnerschaft von Clgg wird höflichst ersucht,
die Gläser mitzubringen.

verkaufen, obwohl die Schulgemeinde ein sehr viel geeigneteres Areal besitzt. Mit dem Versprechen auf Schnaps hat er ein paar Säufer auf seine Seite gezogen und sich so anlässlich der Gemeindeabstimmung eine knappe Mehrheit verschaffen können. Doch es gibt Opposition seitens der Jungen. Verkleidet als Inspektoren der übergeordneten Instanz, gelingt es einem der Widersacher und dessen Helfern, ihn des Betrugs zu überführen, worauf er nicht nur auf den Grundstückverkauf verzichtet, sondern auch seine Ämter abgibt. Einer Andeutung in Huggenbergers Tagebuch zufolge hatte die Titelfigur des «Dorfprotz» ein reales Vorbild,⁸ einen bereits verstorbenen Politiker; ob das Publikum dies bemerkt hatte, muss allerdings offen bleiben.

Auf den «Dorfprotz» folgten «Die Werbung» und «Die Junggesellen». Damit waren es drei Silvesterproduktionen im Schulhaus Zünikon, alle vom kleinen Männerchor dargeboten. Dank ihm, seinem ersten Hausensemble gewissermassen, hatte Alfred Huggenberger die Möglichkeit, Verschiedenes auszuprobieren und später zu grösseren Stücken umzuarbeiten. Er benutzte dazu zwei gegensätzliche Methoden. Die eine ist als pragmatisch zu bezeichnen; unterdessen nämlich war der Autor samt einem Teil seines Männerchors in den neu gegründeten gemischten Chor Schneit übergetreten, dies erlaubte es ihm, sich mit komödiantischen Liebesdingen zu beschäftigen. Er zeigte «Die Werbung» in einer überarbeiteten Fassung und schuf dabei die Figur des unbeholfenen jungen Mannes namens Heinrich, nach einem Modell, das er in seinem Werk immer wieder neu einsetzte: Er ist schüchtern, er ist verliebt und kann nicht tanzen. Zudem brauchte sein gemischter Chor neue Stücke für die Silvesterpremieren im Schulhaus Schneit, 1894 waren dies «Backfischlaunen» sowie «Der Heiratsvermittler», mit dem Autor in der Hauptrolle.⁹

Die reinen Männerstücke hingegen, «Der Dorfprotz», «Die Junggesellen» sowie «Der blaue Montag», wurden nur wenig überarbeitet und relativ rasch gedruckt, ersteres bei Franke in Zofingen, die zwei andern in Zürich bei Caesar Schmidt, was Huggenberger über die engere Region hinaus bekannt machte. So kam es, dass «Die Junggesellen» in der leicht veränderten gedruckten Fassung am 17. Februar 1895 vom Grütliverein in Thun uraufgeführt wurde¹⁰. Bei dieser zweiten Arbeitsmethode, der Überarbeitung auf dem Papier, muss Huggenberger einige Vorteile entdeckt haben. Er konnte sich die Freiheit herausnehmen, zusätzliche Rollen und

8 KBTG Hu L Sch 60/3: [20.]5.1891.

9 Winterthurer Volksblatt, 4.1.1895.

10 Täglicher Anzeiger. Tagblatt für die Stadt Thun und das Berner Oberland, 17.2.1895.

Abb. 12: Mitglieder des Gemischten Chors Schneit spielten mit Alfred Huggenberger (3. von rechts) Anfang 1894 dessen Volksstück «Die Werbung».



Schauplätze einzusetzen und, wenn die Stoffe dies verlangten, entsprechende Figuren erfinden – ältere, jüngere, männliche, weibliche – je nach Thema, überdies bei jedem Stück nach Belieben zwischen Mundart und Schriftdeutsch entscheiden. Letzteres lag ihm ohnehin näher; verschiedene Ausdrücke deuten darauf hin, dass Huggenberger seine frühesten Stücke quasi vom Hochdeutschen her in einen nicht sehr ausgeprägten Dialekt übersetzte. Dies ist im «Dorfprotz» für den verkleideten Inspektor mit seinen amtsdeutschen Floskeln berechtigt, wirkt jedoch etwas hölzern, wenn der Lokalpolitiker sich empört, man habe ihm «die schönste Plän z'nüte gmacht» und sein eigener Sohn sei ihm «i de Gmeindsversammlig betreffend dem Schuelhusbau»¹¹ in den Rücken gefallen. Oder wenn er vorschlägt, «jetzt wä'mer is algmach i d'Rueh begäh», und der Sohn

die Versöhnung erleichtert kommentiert: «Ich danke für das Entgegekemme».¹² Ähnlich Papierenes findet sich in späteren Stücken, «worum nid gar!»¹³ zum Beispiel, «jetzt gseh-n-i wüekli e chli ame Herr glich».¹⁴ Nicht immer jedoch ist eindeutig, ob Huggenberger bei seinen Sympathieträgern eine hölzerne Sprache als humoristisches Stilmittel einsetzt, in der Liebeserklärung des schüchternen Heinrich etwa: «Ich ha welle luege, wie's sich us nähm, wenn ich Ihne än Hürotsatrag wü mache.»¹⁵

So kurzlebig sich das Experiment mit dem Männerchor Zünikon erwies, soll es doch nicht unter-

11 A. H., Der Dorfprotz, S. 7.

12 Ebd., S. 39.

13 A. H., Die Werbung, S. 27.

14 A. H., Ein Mann, ein Wort, S. 12.

15 A. H., Die Werbung, S. 26.

schätzt werden. Huggenberger konnte daraus nachhaltige Lehren ziehen. Er hatte Erfahrungen im und mit Theater gesammelt; das kam ihm beim Schreiben zugute, und auch künftig trachtete er danach, neue Texte vor der Drucklegung spielen zu lassen und bei den Proben dabei zu sein, um rechtzeitig Schwachstellen ausmerzen zu können.¹⁶

16 StAAG ZWA 2004.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 8.3.1918, 29.5.1922, 28.7.1936.

6 Die lyrischen Anfänge

Ungefähr eine Woche nach den Aufführungen der «Studenten-Streiche» sei es gewesen, beim Furchenziehen am oberen Rebensteig, schreibt Alfred Huggenberger in den Jugenderinnerungen, da habe er sich sein allererstes Gedicht ausgedacht, inspiriert von strahlendem Wetter und einer Weitsicht bis in den Schwarzwald hinein.¹ Das müsste gegen Ende April 1888 gewesen sein, beim Gedicht könnte es sich um «Frühling» gehandelt haben, vielleicht auch um «Frühlingsträume» oder «An den Frühling», möglicherweise gar um «Maienzeit». Vermutlich aber war keins von allen vier das erste Gedicht und Alfred Huggenberger hat dies bloss behauptet, weil es dramaturgisch so gut passt: Dass am gleichen Tag, an dem er sich zum allerersten Mal an einem lyrischen Text versuchte und damit zum Dichter wurde, er auch den Plan gefasst hatte, die Weiherwiesen zu entwässern und also ein erfolgreicher Bauer zu werden.

Wie auch immer, all die genannten Frühlingsgedichte sind Teil einer Sammlung von dreissig Texten, die nebst ein paar weiteren zur frühesten Lyrik von Alfred Huggenberger gezählt werden dürfen.² Mit feiner Feder schrieb er sie ins Reine, übertrug sie aus einem der weitgehend unleserlichen Notizbüchlein in ein dunkelbraunes Wachstuchheft, betitelt mit «Alfr. Huggenberger, 1889», und schmückte jeden einzelnen Text mit einer Vignette.³ Die Titel der Gedichte sind in Zierschrift – man müsste fast sagen: – gemalt, unterlegt meist mit einer kleinen farbigen Zeichnung. Es gibt aus den folgenden Jahren mehrere solcher Hefte, zum Teil mit denselben Gedichten, doch hat Huggenberger sie jedes Mal in neuer Reihenfolge angeordnet und bald schon in einzelne Zyklen unterteilt, versehen mit Titeln wie «Fidelio», «Im Volkston», «Adalbert», «Die Fahrt nach dem Glück», «Lieder eines kranken Mannes», «Fröhlich und frei», «Alt-Heidelberg», «Phlegma auf Reisen». Rund ein Dutzend solcher Unterabteilungen sind auszumachen und immer wieder «Farbige Blätter», das war über Jahre die umfangreichste der Sammlungen, eine Art eisernes Repertoire.

Ein so ausgeprägter Hang zu Schönschrift und Strukturierung könnte ein Hinweis darauf sein, dass Huggenberger von allem Anfang an nicht einfach drauflos fabulierte, sondern sehr bald schon an eine Veröffentlichung dachte. Eines der Hefte ist denn auch mit «Alfr. Huggenberger. Probearbeiten»⁴ beschriftet, in einem andern Reinschriftheft aus den frühen 1890er-Jahren findet sich zu einzelnen Gedichten der Vermerk «bleibt vorläufig aus der Sammlung weg»;⁵ tatsächlich sind einige der frühesten Gedichte nie veröffentlicht worden.

Ein weiterer Beleg für den frühen Drang, die eigenen Texte zu veröffentlichen, findet sich in einem Brief von Otto Schulthess, der in jungen Jahren an der Kantonsschule Frauenfeld alte Sprachen unterrichtet hatte und Huggenberger daran erinnert, wie «du mit unfertigen Einträgen zu mir in die «Krone» in Frauenfeld kamest und nachdem ich mit Blaustift manche Stelle beanstandet hatte, mitunter etwas missmutig und geknickt den Heimweg wieder antratest».⁶

Wie bereits aus grösserem Zusammenhang ersichtlich, versuchte sich Alfred Huggenberger von Anfang an in verschiedensten Genres. Eine breite Ausrichtung äussert sich auch innerhalb der gut drei Dutzend Gedichte, die nachweislich zu seinen frühesten gehören. Thematisch und zum Teil auch formal umfassen sie ein sehr weites Spektrum, wie im Folgenden veranschaulicht werden soll. Bereits erwähnt wurde die Gruppe der Frühlingsgedichte, dazu im Kontrast stehen ebenso viele Texte, die sich mit dem Gedanken des Memento mori beschäftigen. «Ein Kreuzlein»⁷

1 A. H., Brunnen der Heimat, S. 236–239.

2 KBTG M Sch 76: Heft 1; zudem Sch 69, Sch 74/2, Sch 92 sowie Sch 124: Manuskripte IV.

3 KBTG Hu M Sch 76: Heft 1.

4 KBTG Hu M Sch 76: Heft 3.

5 KBTG Hu M Sch 74/2: Heft 1.

6 KBTG Hu B 922: Schulthess an A. H., 1.1.1938.

7 KBTG Hu M Sch 76: Heft 1; wo nicht anders vermerkt, gilt dies auch für die folgenden Gedichte.

etwa sinniert über den tödlichen Unfall eines jungen Bergsteigers, über seine möglichen Lebensträume, zugleich steht das Holzkreuz auf dem Felsvorsprung für das mittelalterliche «Media vita in morte sumus». Um die Begrenztheit des Lebens kreist auch «Verlorne Stunden»; das lyrische Ich, ein Greis, wendet sich ausdrücklich an ein junges Lesepublikum mit der Mahnung, die Zeit nicht nutzlos verstreichen zu lassen. Dasselbe Thema wird auch in «Ans Herz» abgehandelt, in zwei längeren Strophen, beide bestehend teils aus Kreuz-, teils aus Paarreimen. Kein Einzelfall übrigens, dieses lyrische Ich, das so gut wie gar nichts mit der Lebenswelt des jungen Autors gemein hat: In «Neuschwanstein» ist es König Ludwig II. von Bayern, in «Mein Kämmerlein» ein Einsiedler, in «Abschied» ein Handwerksgehilfe, der zur Walz aufbricht, ein Thema, zu dem ihn Rudolf Baumbach (1840–1905) inspiriert haben dürfte, wie Joseph Victor von Scheffel ein überaus populärer Autor.⁸ Zwei weitere Texte haben das Verhältnis von Müttern zu ihren Töchtern zum Thema, auf diametral entgegengesetzte Weise: Während in «Kleine Geschichte» die Mutter zur Jagd auf einen möglichst reichen Mann anstachelt und dadurch ein Unglück auslöst, wird in «Mitgabe» die Tochter ermahnt, in der Nähe zu bleiben «wie das Veilchen im grünen Hag», weil es so leichter sei, nicht vom richtigen Weg abzukommen. Solch biedermeierliche Anklänge übrigens sind ein auffälliges Merkmal der frühen Gedichte Huggenbergers; sie haben etwas Altkluges. Ein Glück deshalb, dass das lyrische Ich in der kleinen Trilogie «im Volkston» und zwei weiteren Liebesgedichten einen anderen Ton anschlägt – und sich auch ein bisschen über sich selber lustig macht.

Eine weitere Vorliebe gilt dem Studentenleben, dem Hoch auf Wein, Weib und Gesang. Mindestens zwei dieser Texte, «Fass» und «Finke»,⁹ wurden wahrscheinlich für die Uraufführung der «Studenten-Streiche» verwendet, in der gedruckten Stückfassung jedoch kommen sie nicht mehr vor. Auch «Narrenlogik» und «An Hortense»¹⁰ wurden nicht weiter verfolgt.

Das Studenten-Thema dürfte Huggenberger nur kurze Zeit interessiert haben; «Gaudeamus» hatte ihn dazu inspiriert, ein schmales Bändchen von Joseph Victor von Scheffel.

Auch Gebrauchslyrik im engeren Sinn findet sich unter den frühesten Gedichten. «Ausmarsch zum Schützenfest», «Schweizer Wehrmannslied» und «Ein Veteran» wurden im Hinblick auf das Eidgenössische Schützenfest von 1890 in Frauenfeld geschrieben und in einzelnen Nummern der Festzeitung abgedruckt.¹¹ Und gerne wüsste man, ob auch «Hymnus» irgendwo veröffentlicht wurde. Datiert ist es mit «Herbst 1888» und entstand zur kantonalen Volksabstimmung vom 9. Dezember 1888. Es ging um zwei Änderungen im zürcherischen Schulgesetz, die beide per Referendum bekämpft wurden. Zum einen betraf dies den Ausbau des Ergänzungsunterrichts in der Primarschule – auf ein Niveau, wie es im Nachbarkanton Thurgau schon seit über zehn Jahren erreicht war –, verbunden mit einer Reduktion der zulässigen Schulklassengrösse auf achtzig Kinder und der Einführung von lateinischen Buchstaben anstelle der deutschen Kurrentschrift (auch Sütterlin-Schrift genannt). Zum andern war darüber zu entscheiden, ob künftig die Schulbücher auf Primar- und auf Sekundarschulstufe je hälftig vom Kanton und von den Gemeinden bezahlt und somit sämtliche Eltern von diesen Kosten befreit werden sollten. In der Hauptsache also Anliegen, die ein bekennender Autodidakt wie Huggenberger, so wäre zu erwarten, aus voller Überzeugung hätte unterstützen müssen. Er tat dies tatsächlich, wenn auch weder leidenschaftlich noch

8 Siehe Baumbach, Lieder eines fahrenden Gesellen.

9 KBTG Hu M Sch 74/2: Heft 4, sowie Sch 76: Heft 1.

10 KBTG Hu M Sch 76: Heft 2.

11 Festzeitung auf das Eidg. Schützenfest in Frauenfeld 1890, Frauenfeld: Huber, 1890, Sp. 81–83 (Ausmarsch zum Schützenfest), Sp. 233–234 (Schweizer Wehrmannslied), Sp. 289–290 (Ein Veteran).

gradlinig, eher verquast und mit einem belustigten Unterton über die begriffsstutzigen Zürcher. Vom kantonalen Bauernverband wurde Annahme empfohlen.¹² Dennoch war der Schulreform gerade in ländlichen Gegenden massiver Widerstand seitens des Bauernbundes erwachsen, einer Bewegung, die den Anliegen der «Federhelden» prinzipiell mit Misstrauen begegnete.¹³

Die Vorlagen wurden denn auch beide ganz knapp abgelehnt. Im Bezirk Winterthur war die Stimmung mit 5474 Ja : 3029 Nein respektive 5565 : 2831 nicht so bildungsfeindlich wie beispielsweise in den Bezirken Dielsdorf, Hinwil, Bülach und Pfäffikon. In der Gemeinde Bertschikon, wo die Huggenbergers stimmberechtigt waren, gab es 79 Ja und 85 Nein, respektive 76 Ja und 89 Nein und mit vierzehn respektive elf leeren Stimmzetteln auffallend viele Unentschiedene.¹⁴

Angesichts der Werkliste von Huggenberger würde man nicht vermuten, dass die Ursprünge seiner Humoresken bis in die 1880er-Jahre zurückreichen. Wie «Herr Weisheitszahn» macht sich auch «Der Büchernarr» über Gebildete lustig, ohne einen Funken von Selbstironie, wie dies zu einem Belesenen gepasst hätte. Die Titelfigur ist ein wohlhabender Gelehrter, der drei Zimmer voller Bücher besitzt und – welch unvermeidliche Frage – sie nur zum kleinsten Teil gelesen hat. «Ein Schatz sind diese Bücher wol;/ Doch dass man's nicht vergessen soll:/ Mehr Arbeit gibt es, als man glaubt,/ Nur bis sie täglich abgestaubt.»

Wenn die frühen Humoresken nicht veröffentlicht wurden, heisst das nicht, dass sie unbeachtet liegen blieben. «Romeo» zum Beispiel, die Persiflage auf die Missgeschicke eines Kiltgängers, war integriert ins mehrteilige Rahmenprogramm des Männerchors Zünikon bei dessen Theaterabend am Neujahrsabend 1890.¹⁵ Solche Nummernveranstaltungen waren in der Ostschweiz verbreitet und wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Standard der

Unterhaltungsabende von Musikgesellschaften, Chören, Grütlianern, Turnvereinen, Veloclubs, konfessionellen Jugendgruppen und verschiedensten Bildungszirkeln. Entsprechend gross war die Nachfrage nach einer speziellen Textsorte, die in den Inseraten als komische Vorträge, manchmal auch als Deklamationen bezeichnet wurden. Es gab sie als Monologe und Duette; sie wurden so beliebt, dass man sie auch für den privaten Rahmen kultivierte, an Familienfesten und Hochzeiten vor allem.

Schliesslich sei auf die Heldengesänge, Balladen und historischen Gedichte hingewiesen, ein Genre, das Huggenberger ebenfalls als Zwanzigjähriger auszuprobieren begann und in den nächsten Jahren sehr intensiv pflegte. In seinem frühesten Versuch schrieb er in Gedichtform über eine historische Figur: Georg von Frundsberg (1473–1528) gilt als bedeutendster Kriegerunternehmer zu Beginn der frühen Neuzeit. Er kämpfte im Dienst verschiedener Machthaber, unter anderem auch gegen die Eidgenossen. Wie der junge Dichter aus Bewangen auf diese Figur gestossen war, ist nicht zu rekonstruieren und noch weniger, wieso sie ihn fasziniert hat. Belegen hingegen lässt sich, dass er das Gedicht ohne kritischen Vermerk in die Schönschreibhefte übertragen hatte, sich dann aber doch lange nicht zu einer Veröffentlichung entschliessen konnte. Im letzten Moment verzichtete er darauf, das Gedicht in der Neuausgabe seiner Sammlung «Hinterm Pflug» zu publizieren,¹⁶ 1913 erschien es, leicht überarbeitet, im Gedichtband «Die Stille der Felder», und im selben Jahr wurde es in «Frühlicht» aufgenommen,¹⁷ eine Buchreihe, die sich an Jugendliche wandte. In Band 7 tat sie es seltsamerweise mit

12 Der Zürcher Bauer 1888, S. 285–286 und S. 295–296.

13 Ammann, Bauernbund, S. 95 f.

14 Amtsblatt für den Kanton Zürich 1888, S. 623.

15 Inserat in: Winterthurer Volksblatt, 27.12.1889.

16 STATG 8'405, 3/254: A. H. an Huber, 14.8.1912.

17 KBTG Hu B 718: Moser an A. H., 26.7.1913.

Abb. 13: Der erste Gedichtband, 1890 auf eigene Kosten veröffentlicht.



dem Thema «Von Krieg und Kriegersleuten». In eine ähnliche Richtung wie «Jörg Frundsberg» geht das «Altdeutsche Reiterlied», das an Silvester 1889 im Rahmenprogramm vom Männerchor im Schulhaus Zünikon aufgeführt wurde.¹⁸

Thematisch gesehen sind diese beiden Texte Extremfälle auf einer breiten Skala historischer Gedichte: am einen Ende die Kriegslieder, am andern Humoresken nach Scheffels Vorbild. Genau diese Mischung von blutigem Ernst und verulkenden Untertönen wählte Alfred Huggenberger für seinen ersten Gedichtband, den er 1890 veröffentlichte. «Reiter-Poesie» erschien im Eigenverlag, wurde zwar von Huber in Frauenfeld gedruckt, doch nicht ins Verlagsprogramm aufgenommen. Über die Höhe der

Auflage ist nichts bekannt, sie dürfte allerdings nicht sehr hoch gewesen sein, der Autor selbst hat sämtliche Exemplare vertrieben, vorwiegend im Kreis seiner Militärdienstkameraden, und sich später verschiedentlich von seinem Erstling distanziert.

Ein paar Indizien jedoch lassen uns zögern, «Reiter-Poesie» als unambitiöse Publikation zu betrachten. Alfred Huggenberger hatte kaum das Geld, sich ohne Hintergedanken eine Veröffentlichung zu erlauben, in einer offensichtlich teuren Ausstattung zudem. Und auch wenn wir den inhaltlichen Gehalt des Bändchens nicht überbewerten wollen, überrascht doch die Experimentierfreude in den angewendeten Formen. Neben jambischen sind es trochäische Verse, verschiedene Strophenmuster und manchmal unkonventionell kühne Zeilenarrangements:

Viel Essen machet breiter,
Das Trinken ist gescheiter,
Es kracht die Himmelsleiter,
Kommt so ein schwerer Wicht.
Und könnt's im Erdenleben
Wohl etwas Schöneres geben,
Als wie den Saft der Reben?
Ich glaub' es wahrlich nicht.
Sei, wie er winket,
Blitzet und blinket!
Engel ein fingen –
Hörst du's klingen:
Laß die Sorgen
Heut und morgen.
Sonnenschein und
Feuerwein
Gab uns
Gott
Wohl nicht zur
Pein,
Nein:
Daß wir
mögen
Aller wegen
Unser Herzen dran erfreuen,
Aller wegen fröhlich sein.

18 Winterthurer Volksblatt, 27.12.1889, siehe auch A. H., Reiter-Poesie, S. 123–124.

7 Eilfertigkeiten, Vorstösse und Resonanz

Am 19. April 1891 begann Alfred Huggenberger ein Tagebuch zu führen. Er tat es recht diszipliniert, während fünf Jahren füllte er ein Pressbandheft fast bis zur letzten Seite. Eine Fortsetzung ist im Nachlass nicht vorhanden, leider, auch kein Vorläufer; zudem ist manches nicht restlos zu entziffern, weil sich der Autor über weite Passagen einer rasch hingeworfenen Schrift bedient und viele Abkürzungen benutzt. Im Übrigen ist sein Tagebuch auffallend sachlich gehalten, stichwortartig oft, und vermittelt gerade deshalb ein alltagsnahes Bild von einem jungen Mann und seinen Bemühungen, zwei verschiedene Betätigungen – die Landarbeit und die Literatur – ernsthaft nebeneinander betreiben zu können und darüber hinaus ein geselliges Leben zu führen. Dazu gehörten die häufigen Ausritte durch die Dörfer, Treffen mit Freunden in Wirtschaften und den Weinlokalen in Frauenfeld, Besuche von Theateraufführungen, Festen, Tanzveranstaltungen, auch verschiedene Liebschaften, im Tagebuch allerdings nur angedeutet, mit Initialen behandelt.

Oft kamen die unterschiedlichen Bedürfnisse sich in die Quere. In einem der ersten Einträge schliesst der Tagebuchschreiber mit sich selbst ein Abkommen, die nächsten zehn Tage, also bis Auffahrt, kein Wirtschaft mehr zu betreten, um sich auf ein literarisches Projekt zu konzentrieren. Wie schwierig dies war, ist in der folgenden Woche im Detail nachzulesen:

Tagesordnung für Sonntag, den 3. Mai [1891]

½ 6 bis 7 Uhr füttern

7 – 8 Uhr Reinigungsarbeiten etc. (Umkleiden)

8 – 11 Uhr Fortsetzung des Dialektstückes «Die Werbung»

11 – 12 Uhr Ruhepause, Mittagessen

2 – 6 Uhr Dialektst. «Die Werbung»

6 – 8 Uhr Füttern

3. Mai, Abend neun Uhr: Tagesordnung innehalten?

6 – 8 ¾ füttern, bis 9 ½ Umkleiden, 9 ½ – 12 Fortsetzung von «Die Werbung», Mittagessen, ½ 1 bis ½ 2 Schreiben an «Die Werbung», Hier auf kommt Joh. Truninger, der in Frauenfeld als Rekrut laboriert, zu Pferd. Reite mit ihm über Schneit, Hagenbuch, Burg links liegen lassend. Nach Frauenfeld. Emma Lipp. kredenzt uns ein halben Liter im oder beim «Bären». Nachher Promenade durch die Stadt, dann nach Meseried, halb fünf Uhr zu Hause, Schalter flicken, füttern. ½ 8 – 9 Uhr an «Die Werbung».¹

Immer wieder stellt sich im Tagebuch heraus, dass sich Huggenberger zu viel vorgenommen hatte. Speziell was die literarische Arbeit betraf, setzte er sich selbst unter Druck. Am 17. Dezember 1891 etwa nahm er sich vor, in zehn Tagen «muss <Die misslungene Wette> fertig und <Die Studentenbraut>² abgesandt sein. Ferner mindestens 30 Gedichte eingeschrieben. Höhere Gewalt vorbehalten.» So versuchte er sich anzutreiben, wohl wissend vermutlich, dass ein derartiges Pensum neben den Theaterproben für Silvester nicht zu bewältigen war. «Von nun an soll wenigstens jede Woche eingeschrieben werden»³, relativierte er seine Forderungen und schwieg sich dann im Tagebuch bezeichnenderweise bis zum Jahresende aus. «Wieder einige Sonntage todt gemacht! Wollte zu Hause bleiben – und kam erst recht fort», notierte er am 2. März 1892 und scheint sich mittlerweile hinter die Schliche gekommen zu sein: «Der Weg zum Übel ist mit guten Vorsätzen gepflastert.»⁴

Nicht nur sich selbst gegenüber, sondern auch nach aussen hin formulierte der junge Huggenberger zuweilen unrealistische Zeitrechnungen. So kündigte er dem Verlag Caesar Schmid neue Theaterstücke an,

1 KBTG Hu L Sch 60/3 [= Tagebuch].

2 Arbeitstitel des Stücks «Studenten-Streiche», das 1899 im Druck erschien.

3 KBTG Hu L Sch 60/3: 17.12.1891.

4 Ebd.: 28.2.1892.

die noch nicht einmal als Entwürfe existierten.⁵ Die vorschnellen Versprechungen scheinen seinem Wesen entsprochen zu haben, einer Eilfertigkeit, die ihm bis ins hohe Alter zu schaffen machte.

«Beschliesse beim Schollen im Riedacker, unter Benutzung von einigen Stücken aus «R. P.» ein Büchlein «Im Stegreif» zu machen und das Manuskript (bis etwa Neujahr) an Oberst Wille zu schicken», liest man im Tagebuch.⁶ Mit «R. P.» ist der Gedichtband «Reiter-Poesie» gemeint, Oberst Wille ist der spätere General und das Zitat ein Indiz dafür, wie eng der Antrieb zum Schreiben mit dem Wunsch nach Resonanz verknüpft war. Auch dies ein Thema, das im Tagebuch verschiedentlich zur Sprache kommt und damit Spuren zu bisher nicht bekannten Veröffentlichungen und Verlagkontakten liefert. Im ersten Eintrag vermerkt Huggenberger, dass in der «Schweizerischen Rundschau» noch nichts von ihm erschienen sei, einer neuen dreisprachigen Zeitschrift, herausgegeben von Ferdinand Vetter, dem Bruder eines Schwiegersohns von Verleger Jacques Huber. Im folgenden Jahr dann erschien in der «Rundschau», passend zur Jahreszeit, das Gedicht «Frühlingsträume»⁷ und im Herbst «Der glückliche Bauer», allerdings mit der fehlerhaften Autorenzeile «J. Huggenberger, Islikon, Frauenfeld».⁸ Zur gleichen Zeit merkwürdigerweise, mit demselben Gedicht und dem nämlichen Druckfehler begann seine Mitarbeit beim «Schweizerischen Familien-Wochenblatt für Unterhaltung und Belehrung».⁹ Beide Zeitschriften veröffentlichten fortan gelegentlich Gedichte, letztere während über zwanzig Jahren. Die lyrische Sammlung war mittlerweile auf rund hundert Texte angewachsen, eine Reihe von Balladen war dazugekommen – für Huggenberger reichlich Gelegenheit, seine Kenntnisse über das Mittelalter anzuwenden.

Ein wesentlicher Teil der «Farbigen Blätter» lag seit dem 15. Januar 1892 zur Prüfung beim Huber-Verlag. «Viel Lob – aber wenig Aussicht» hatte Huggenberger anlässlich der Manuskriptübergabe im Tagebuch notiert.

Es war nicht sein einziger Vorstoss. «Sendung an Cotta, Probestücke», heisst es im April 1893 im Tagebuch, und dank dieses Eintrags sind wir auf ein Schreiben an das renommierte Verlagshaus gestossen, eine Bewerbung, die von so viel Selbstbewusstsein und Tüchtigkeit zeugt, dass sie im Folgenden integral abgedruckt sei:

Bewangen, 4. Mai 1893

Tit. Verwaltung der J. Cotta'schen Verlagshandlung, Stuttgart

Im Besitze einer grösseren Sammlung liter[arischer] Arbeiten beehre ich mich, Ihnen beiliegend eine Anzahl Probestücke vorzulegen mit der höflichen Bitte, sie zu durchgehen und mir Mitteilung zu machen, ob ev. an derlei Stoff die Druckkosten zu wagen wären.

Auf Wunsch hin wäre ich gern bereit die vollständigen Manuskripte einzusenden (Farbige Blätter – Fröhlich und frei –) sowie ein grösseres Epos, noch nicht vollkommen ausgearbeitet: Die Alpfahrt. Ein Lied aus den Schweizerbergen.

Ich muss bitten, Bericht oder Rücksendung bis zum 20. dies zu geben, indem ich von da ab möglicherweise eine Zeit lang landesabwesend sein werde.

Hochachtend ergebenst,

A. Huggenberger¹⁰

Unnötig zu sagen, dass sich keinerlei Hinweise auf einen Auslandsaufenthalt finden lassen.

Auch für seine Theatertexte suchte Huggenberger schon bald neue Vertriebskanäle. Weder Franke in Zofingen noch Caesar Schmidt in Zürich wollte er

5 Ebd.: 18.3.1892.

6 Ebd.: Oktober 1894 (ohne genaues Datum).

7 Schweizerische Rundschau, 1892, I. Halbbd., S. 702–702.

8 Ebd., 1892, II. Halbbd., S. 308.

9 Nummer vom 17.9.1892, S. 92.

10 DLA, Cotta-Archiv, Briefe.

seine neuen Stücke anvertrauen. Eine Anfrage an den Zürcher Verlag Albert Müller war ergebnislos geblieben; doch dies bedeutete keine Entmutigung, wie aus dem Tagebuch hervorgeht: «Altes und Neues und <Studentenstreiche> habe gestern an Bloch in Berlin geschickt. Wollen sehen! <Im Kantonnement> und <Die Werbung> sowie <Ein Mann, ein Wort>, welche, das erste ausgenommen, fertig sind, will ich womöglich noch diese Woche an Sauerländer schicken, damit mir die Sachen einmal vom Halse kommen und ich zu Besserem Zeit habe.»¹¹

Mit dem «Besseren» waren vermutlich historische Arbeiten gemeint. Seit einiger Zeit schon arbeitete Alfred Huggenberger an verschiedenen Projekten. Während ein «Unspunnen»-Epos¹² im Nachlass nur noch dem Namen nach existiert, gibt es über ein verschiedentlich erwähntes Epos namens «Hugo, das Singerlein» immerhin ein paar Notizen, aus denen hervorgeht, dass es eine Liebesgeschichte zwischen Hatheburg und Hugo enthalten und in der Grafschaft Kyburg spielen sollte.¹³ Einen weiteren lokalhistorischen Stoff, der sich mit der Gründung von Frauenfeld beschäftigen sollte, schob er längere Zeit vor sich hin, und auch mit seinem bevorzugten Interessensgebiet, den Bauernkriegen, kam er nicht weiter. Wohl hatte er umfangreiche Materialien aus zahlreichen Büchern exzerpiert und sich dabei mehr und mehr auf den Bauernführer Niklaus Leuenberger konzentriert, den er «Bauernkönig» nannte, unschlüssig jedoch, welches literarische Genre sich für diese Figur am besten eignen würde. Wie aufreibend es sein konnte, diese verschiedenen Projekte nebeneinander zu betreiben, lässt der letzte Tagebucheintrag erahnen: «Ich habe schon einige Äcker (Zelgli, Flachrüti) mit Haber besät. Es waren goldige Tage, rechter Frühling. Jetzt ists wieder die ganze Woche kalt und winterlich. Schnee. – Ich arbeite fieberhaft, an allem möglichem – und doch vorläufig an nichts. Meinte, dies Frühjahr unbedingt mich einmal im Erzählen zu versuchen, die rechte Lust will aber nicht kommen.

<Frauenfeld> liegt mir jetzt am nächsten. Auch mache ich eifrig Sammlungen für <Der Bauernkönig>. Es kommt nun viel auf Haymons <Klaus Leuenberger>¹⁴ an, ob ich diesen Stoff fest an die Hand nehme oder nicht. Eine Erzählung zum Mindesten muss heraus. <Unspunnen> tritt in den Hintergrund. Manchmal reuen mich die vielen Sammlungen, die ich gemacht; manchmal denke ich, es war doch nichts umsonst. Ich kann mich nicht zwingen, ich muss das tun, wozu es mich zwingt.»¹⁵

Einem ungeduldigen jungen Mann wie Alfred Huggenberger dürfte es grosse Mühe bereitet haben, dass die Veröffentlichung seiner eingereichten Gedichte sich fast vier Jahre lang hinzog. Vermutlich hatte der Huber-Verlag die Einsendung zunächst retourniert, denn am 7. Januar 1894 heisst es im Tagebuch, die Ausfertigung der «Farbigen Blätter» erfordere grossen Fleiss, das Manuskript müsse bis Ende Monat wo möglich bei Huber zur Einsicht vorliegen. Tatsächlich sind, verglichen mit der ursprünglichen Fassung von 1892, ein paar neue Gedichte dazugekommen, darunter «Im Herbst», und wahrscheinlich auch der eine und andere Text weggelassen worden. Im Übrigen aber belies es Huggenberger bei kleineren Überarbeitungen, respektive Kürzungen einzelner Gedichte, wie «Wunsch und Hoffen», «Ausfahrt», «Wildröschen», «An verlassner Strasse» oder «Das alte Ungarpferd».¹⁶ Sicher war die Textauswahl für die «Farbigen Blätter» von Anfang an stringenter als es die allerersten lyrischen Versuche waren, auch wurde im Unterschied zur «Reiter-Poesie» auf Humo-

11 KBTG Hu L Sch 60/3: 29.1.1895.

12 Hermann Menzi über A. H. in: KBTG Hu L Sch 62/1.

13 KBTG Hu M 205.

14 Gemeint ist vermutlich: Arnold Heimann, Klaus Leuenberger. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Akten, Biel: Ernst Kuhn, 1895.

15 KBTG Hu L Sch 60/3: 3.4.1896.

16 Ältere Fassungen siehe: KBTG Hu M Sch 74: Heft 1.

resken verzichtet; ein eigener Stil allerdings ist noch nicht zu erkennen.

Wieder liess die Reaktion des Verlags auf sich warten. «Günstige Mitteilung von Huber», heisst es zuversichtlich am 8. März, wohingegen am 29. September griesgrämig vermerkt ist: «Gedichtsammlung liegt immer noch bei Huber in Frauenfeld. Weiss durchaus nicht, woran ich bin.»

Die Verunsicherung dürfte gegenseitig gewesen sein, denn nur wenige Tage zuvor hatte Huggenberger dem Verlag mit «Wirbeltanz» und «Sonett» zwei neue Gedichte nachgeliefert, wie im Tagebuch festgehalten ist. Ob dies ein Einzelfall war und auf wessen Initiative welche weiteren Gedichte dazugekommen sind, lässt sich nicht rekonstruieren, weil aus diesen frühen Jahren keine Korrespondenz mit Verleger Jacques Huber vorhanden ist.

Am 27. November 1895 war es so weit. Unter dem Titel «Lieder und Balladen» wurden rund sechs Dutzend der Texte aus den «Farbigen Blättern» gedruckt. Wie in den Reinheften ist nach jedem Text eine Vignette angebracht, gezeichnet offenbar vom Autor selbst. Diesmal war Alfred Huggenberger ins Verlagsprogramm integriert, mit einer Auflage von 550 Exemplaren.

In der «Neuen Zürcher Zeitung» wurde das Buch von Jakob Christoph Heer, dem Feuilletonredaktor (und späteren Erfolgsschriftsteller) relativ ausführlich besprochen. Er lobte die Anschaulichkeit, den volkstümlichen Ton mancher Gedichte und zog die Naturlieder entschieden dem verbrauchten Genre der Ritter- und Reitergesänge vor.¹⁷ In der Zwischenzeit hatte Huggenberger den Verlag bedrängt, sich mehr für «Lieder und Balladen» einzusetzen, worauf Jacques Huber ihm versicherte, man habe neun Rezensionsexemplare mit handschriftlichen Begleitbriefen an die grösseren Zeitungen in Zürich und Basel geschickt, zudem an die «Allgemeine Schweizer Zeitung», die «Appenzeller Zeitung» und den «Freien Rhätier»; somit an «diejenigen Blätter, von denen

nach unsern bisherigen Erfahrungen noch am ehesten Besprechungen von Büchern wie das Ihrige zu erwarten sind», und etwas pikiert heisst es weiter: «In welchen Blättern sonst Sie noch Besprechungen veranlassen wollen, überlassen wir gern Ihnen; denn es richtet sich ja nach den Verbindungen, die Ihre Bekannten haben.»¹⁸

Tatsächlich hatte Huber einiges für die Gedichte unternommen. In den kleinen Zeitungen rund um Winterthur war kurz vor Weihnachten für «Lieder und Balladen» inseriert worden, und aus den Geschäftsunterlagen geht hervor, dass der Verlag tausend Prospekte druckte und sie an Buchhandlungen sowie den Kundenkreis verschickte; auch wurden acht weitere Freiexemplare in Umlauf gesetzt.¹⁹

Nicht dass der Effekt sehr gross gewesen wäre, doch wurden im ersten Jahr immerhin 95 Exemplare verkauft. Für ein lyrisches Werk eines erst regional bekannten Autors war dies im Rahmen des Erwartbaren, für Alfred Huggenberger jedoch eine masslose Enttäuschung, noch Jahrzehnte später beklagte er sich über die mangelnde Resonanz in seinen ersten Schriftstellerjahren. Sein Eindruck, dass man als Dichter auf dem Land scheel angeschaut werde, wäre allerdings etwas zu relativieren. Als junger Theaterautor erhielt er rasch öffentlichen Beifall: «Grosse Anerkennung verdient der weit herum bekannte Verfasser», schrieb das «Winterthurer Volksblatt» anlässlich einer Uraufführung in Elgg und wünschte dem Stück den verdienten Durchbruch auf einer grösseren Bühne.²⁰

Dass die Literatur ihn nicht zum Aussenseiter werden liess, wie er gelegentlich etwas kokett behauptete, zeigt sich an den politischen Ämtern, die

17 Neue Zürcher Zeitung, 17.2.1896.

18 Huber Geschäftsleitungsarchiv, Korrespondenz 1895–1898, hier 5.2.1896.

19 StATG 8'405, 2/* (Druckkosten, Bd. 1), S. 19.

20 Winterthurer Volksblatt, 7.1.1896.

Abb. 15: Von 1895–1908 wirkte Alfred Huggenberger als Gemeinderat von Bertschikon.



machte seine Sache zur allgemeinen Zufriedenheit, so dass er bei der nächsten Wiederwahl am 15. Mai 1898 die meisten Stimmen holte.

ihm schon in jungen Jahren anvertraut wurden. An den Wahl- und Abstimmungssonntagen hatte er nach der Chorprobe jeweils die Urne mit den Stimmzetteln von Stegen zum Gemeindepräsidenten zu bringen, ist 1891 im Tagebuch festgehalten.²¹ Nur kurz vermerkt ist, dass er am 7. Mai 1895 in den Gemeinderat von Bertschikon gewählt wurde. Als einziger der Neuen hatte er es im ersten Wahlgang geschafft. Für den Erfolg war nicht so sehr die parteipolitische Zugehörigkeit ausschlaggebend, es handelte sich um Persönlichkeitswahlen, ausserdem war streng darauf zu achten, dass die verschiedenen Ortsteile der weitläufigen Gemeinde im fünfköpfigen Gremium vertreten waren; für Huggenberger waren dies Stegen, Samelsgrüt und Bewangen. In seinem zweiten Amtsjahr wurde er ratsintern zum Vizepräsidenten und Gemeindegutsverwalter ernannt²² und

21 KBTG Hu L Sch 60/3: 26.4., 9.8. sowie 6.12.1891.

22 Gemeindegarchiv Bertschikon, Gemeinderatsprotokoll, 28.5.1896.

8 Der eigene Hausstand

Die älteren Schwestern von Alfred Huggenberger hatten beide 1889 geheiratet und waren weggezogen, Bertha als Bäuerin zu Jakob Kappeler nach Schneit, Susanna nach Bussnang, wo ihr Mann Jakob Greminger neben der Landwirtschaft als Küfer arbeitete. Keine weiten Distanzen also, man verlor sich nicht aus den Augen, half einander bei Engpässen während der Ernte und lieh sich Arbeitsgeräte aus. Hermann hatte Bewangen als Seminarist verlassen, ab 1887 wohnte er im Schulhaus von Zünikon.¹ Er war als Lehrer sehr beliebt, das zeigte sich eindrücklich, als er 1892 von der Bevölkerung einstimmig wieder gewählt wurde.² Auch in Fachkreisen kam er zu Ansehen, gerade wegen seiner bedächtigen Art, laut einem eidgenössischen Expertenbericht: «Es gibt wenige Lehrer, die eine Rechenaufgabe so vielseitig und so gründlich zu behandeln verstehen wie es Herr Huggenberger kann.»³ 1900 heiratete er Elise Greuter, blieb bis 1909 Lehrer in Zünikon und anschliessend bis zu seiner Pensionierung in Gundetswil, auch dies ein Weiler in der Gegend.

Aus dem einstigen Dreigenerationenhaushalt war um 1890 eine Rumpffamilie geworden, bestehend aus den Eltern Margaretha und Salomon, der neunzehnjährigen Emma, der kleinen Nachzüglerin Pauline, vierjährig mittlerweile, und dem designierten Hoferben Alfred, der als junger Erwachsener im Alltag mehr und mehr die Führung übernahm. Vater Salomon hatte seit längerem gesundheitliche Probleme. Neuerdings machte ihm auch ein Augenleiden zu schaffen, so dass er 1896 den Betrieb offiziell seinem Sohn übergab. Zu diesem Zweck war ein Auskaufvertrag ausgehandelt worden, mit den folgenden Bestimmungen: Die beiden verheirateten Schwestern Susanna und Bertha erhielten je 1500 Franken gutgeschrieben, für Hermann wurde in Anbetracht der bereits geleisteten Ausbildungskosten ein Anspruch von tausend Franken errechnet. Emma sollte 2300 Franken bekommen, zugunsten von Pauline wurden 2600 Franken vorgesehen, in diesen

beiden letzteren Beträgen waren je eine Aussteuer von achthundert Franken inbegriffen, für die kleine Pauline zudem dreihundert Franken als Ausbildungspauschale mitberücksichtigt. All diese Guthaben seiner Geschwister hatte Alfred Huggenberger bis zum Tod beider Eltern mit jährlich vier Prozent zu verzinsen, zudem für Pauline bis zu deren Konfirmation aufzukommen und im Notfall die alleinige finanzielle Unterstützung von Vater und Mutter zu übernehmen. Mit der Überschreibung des elterlichen Eigentums gingen auch sämtliche Hypotheken an den Hoferben, dies waren Schulden von gut 30 000 Franken.

Im Gegenzug wurde Alfred Huggenberger zum alleinigen Eigentümer von Haus, Vieh und Boden. Es waren dies etwas mehr als acht Hektaren Wiese, gut vier Hektaren Acker, rund anderthalb Hektaren Wald, Rebstöcke auf einer halben Hektare und die kleine Kiesgrube in Schneit. Dazu kamen seine eigenen Erwerbungen, insgesamt also über sechzehn Hektaren oder, wie man nach altem Massstab gern sagte, rund 44 Jucharten. Die einstige Kleinbauern- und Fabriklerfamilie hatte einen weiten Weg zurückgelegt. Flächenmässig gehörte der Betrieb in die zweitoberste Kategorie von Höfen im Kanton, die 7,2 Prozent der Betriebe ausmachten.⁴ Diese Angaben sind der Betriebszählung von 1896 entnommen, dergemäss zerstückelte Bauernbetriebe im Kanton Zürich immer noch weitaus in der Mehrzahl waren. Mit über vierzig Grundstücken lag Huggenberger, was das Ausmass der Parzellierung betrifft, ein gutes Stück über dem Durchschnittswert, beachtlich sind zudem die Distanzen, die es bei der Arbeit zurückzulegen gab, das Land war über fünf verschiedene Gemeinden ver-

1 Hofmann/Schär, Zünikon, S. 403.

2 Winterthurer Tagblatt, 15.3.1892.

3 Zitiert nach Mietlich, Elgg, S. 325.

4 Bernhard, Betriebswirtschaftliche Verhältnisse, in: Zürcherischer Landwirtschaftlicher Kantonalverein, S. 78.

Abb. 16: Susanna Greminger-Huggenberger, die älteste Schwester, auf einer undatierten Aufnahme.



streut: Bertschikon, Gachnang und Hagenbuch, die Waldstücke in Frauenfeld, die Rebstöcke am Hang von Schneit, das zur Gemeinde Elgg gehört.

Am 12. März wurde der Vertrag im Notariat in Elgg besiegelt, sieben Monate später, am 7. Oktober 1896, ist Salomon Huggenberger gestorben. Sein Sohn Alfred wurde Haushaltsvorstand in Bewangen und Vormund der jüngsten Schwester.

Trotz seiner nicht geringen finanziellen Verpflichtungen riskierte der Jungbauer Huggenberger in den nächsten Jahren einige grössere Investitionen. Ein paar Tage nach Vertragsunterzeichnung kaufte er eine Jucharte Wald, im Juli des folgenden Jahres löste er das Patent für eine Gastwirtschaft in Bewangen, die Sommerau. Dem Namen nach scheint es sich um einen saisonal geführten Betrieb gehandelt zu haben,

eine sogenannte Besenwirtschaft mit willkürlichen Öffnungszeiten. Aufwendige Werbekarten und verschiedene Inserate deuten jedoch darauf hin, dass das Lokal zumindest an Sonntagen regelmässig in Betrieb war. Spätestens an Ostermontag wurde die Kegelbahn geöffnet, übers Jahr verteilt gab es etliche Veranstaltungen, Unterhaltungsabende mit Musikkapellen, Theatervorstellungen für Kinder und für Erwachsene.

Die Sommerau wurde zu einem beliebten Lokal für Sonntagsausflügler, ein Treffpunkt von tanzfreudigen Cliquen aus den umliegenden Dörfern ebenso wie für städtische Honoratioren und feuchtfröhliche Männerrunden. Jahrzehnte später wird Alfred Huggenberger von Ernst Voegeli aus Winterthur auf seine einstige Gastwirtschaft angesprochen: «Sie dürfen sich wohl noch erinnern, dass um die Jahrhundertwende jeweils im Frühling und Herbst eine fröhliche, sorgenfreie Schar Concordianer zu Ihnen nach der Sommerau in Bewangen hinauswanderte und dort bei Gesang, Becherklang und Kegelspiel frohe Stunden verlebte. Es war uns Concordianern immer eine besondere Freude, den Semesterbummel Richtung Gerlikon-Bewangen zu machen und wir lenkten ja unsere Schritte auch sonst gelegentlich nach Bewangen».⁵

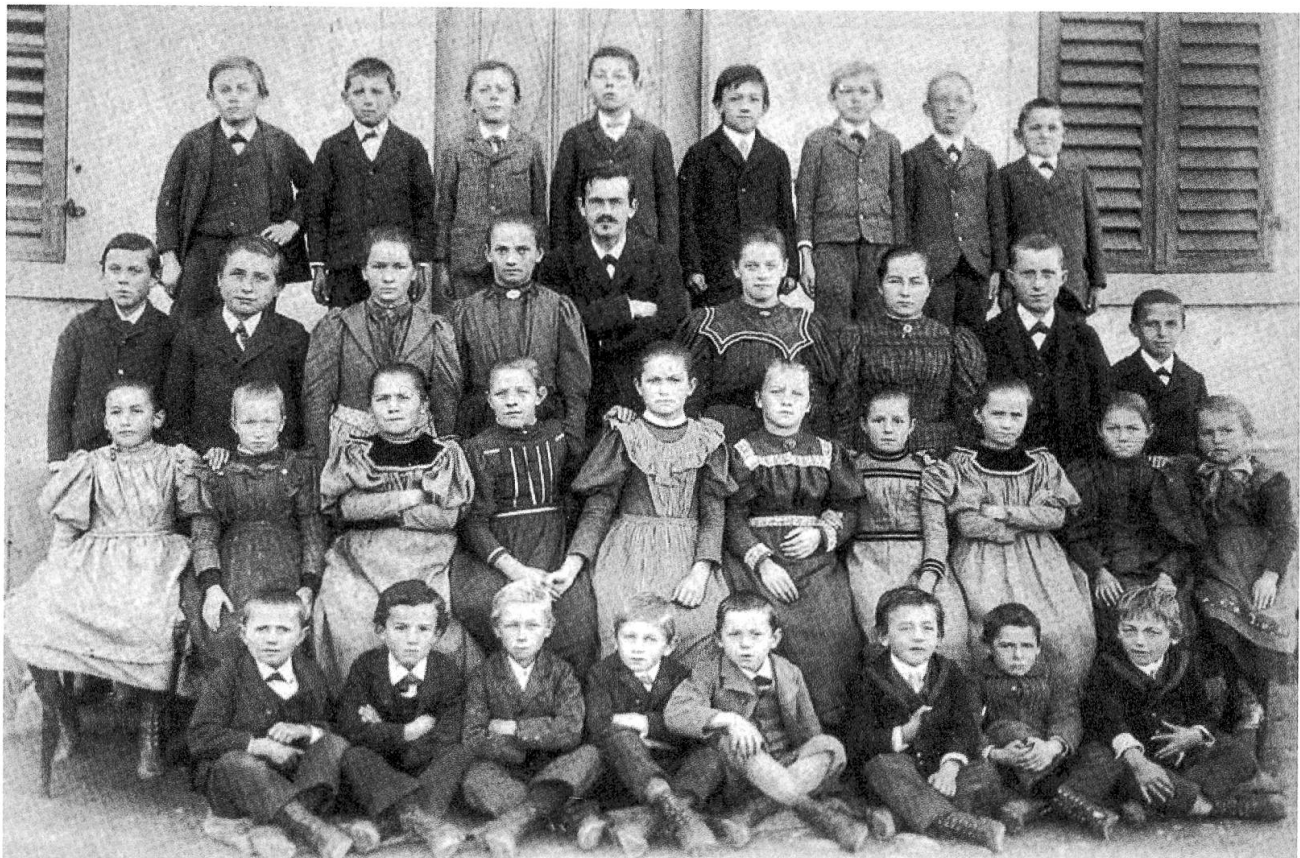
Später konnte man, bei rechtzeitiger Anmeldung, einfache Mahlzeiten oder auch mehrgängige Menus für geschlossene Gesellschaften bekommen.⁶

Ob die Sommerau in den Anfangszeiten ausschliesslich von Mutter Margaretha und Schwester Emma geführt wurde, lässt sich nicht belegen. Unklar ist auch, ob Emma weiterhin mithelfen konnte, nach-

5 KBTG Hu B 1116: Voegeli-Thalmann an A. H., 9.3.1938. Bei den Concordianern handelte es sich um eine Kantonschülervereinigung.

6 KBTG Hu Sch 34: Dramatischer Verein Töss, 10.5.1904; B Sch 7: Naturwissenschaftliche Gesellschaft Winterthur an A. H., 10.5.1906.

Abb. 17: Hermann Huggenberger mit seinen Schulklassen in Zünikon, undatiert.



dem sie sich am 2. November 1899 mit Alfred Müller verheiratet hatte und nach Gerlikon zog. Alfred Huggenberger gefiel sich in der Rolle des Gastwirts, betonte aber mehrmals in seinen autobiografischen Auskünften, dass er in der Sommerau kein einziges Mal gejasst habe.

Auf dem Foto von 1901 (S. 61) ist ein stattliches Haus zu sehen; es hatte im Lauf der Jahre mit verschiedenen baulichen Veränderungen eine derartige Metamorphose erlebt, dass es kaum mehr an das einstige Doppelhaus mit den zwei Wohnhälften erinnert. Der Stall auf der linken Seite war zwar noch in Betrieb, doch er genügte schon lange nicht mehr für den sukzessiv vermehrten Viehbestand, ja auch das freistehende Ökonomiegebäude, das Vater Salomon dreizehn Jahre zuvor errichtet hatte, war bereits zu

klein. So wurden nun die Stallungen vergrössert, ein Schopf angebaut und im Wohnhaus ein gewölbter Keller installiert, was den Wert der Gebäulichkeiten um mehrere tausend Franken steigen liess.⁷ Noch im gleichen Jahr kaufte Alfred Huggenberger eine halbe Hektare Wiese im Riet, die vermutlich entwässert werden musste, 1902 mehrte er seinen Landbesitz durch verschiedene Zukäufe um weitere zwei Hektaren, liess das Hausdach neu decken, kaufte einen neuen Häufelpflug und so viele Hühner, dass künftig nebenher ein kleiner Eierverkauf betrieben werden konnte. Bei den neu erworbenen Grundstücken wa-

⁷ Gemeindecarchiv Bertschikon, Brandkataster 1859 ff., IV.B. 7.3.

„Sommerau“ Bewangen
Sonntag den 14. August:
Großes Konzert ^{der} **Musikgesellschaft Elgg**
(24 Mann).
Aufführung von 2 Kinderidyllen:
„De Purestand“ und „Berufsleiden.“
Eintritt 20 Rp.
Von halb 4 Uhr an:  **Ganzbefestigung.**
Ergebenst ladet ein **E. Huggenberger.**

ren, entgegen der allgemeinen Entwicklung, auch zwölf Aren Reben dabei. Huggenberger baute auf eine feste Kundschaft für seinen selbst gekelterten Wein.⁸ 1903 ist das freistehende Ökonomiegebäude nochmals ausgebaut und im Brandkataster neu eingetragen worden als «Scheune mit doppelter Stallung und Futtertenne, 1222 Kubikmeter, plus Schopfanbau, 77 Kubikmeter».⁹

So verschiedenartig sich die einzelnen Investitionen präsentieren, deutet doch alles darauf hin, dass Alfred Huggenberger sich noch stärker auf die Vieh- und vor allem die Milchwirtschaft konzentrierte. Dies ist auch mit Zahlen zu belegen, Einträgen in den beiden Kassabüchern¹⁰, den einzigen Dokumenten übrigens mit Alltagsangaben in solcher Ausführlichkeit. Daraus lässt sich für den Zeitraum 1902–1904 errechnen, dass Huggenberger jährlich fast 7600 Franken mit der Milch verdiente, gut vierzig Prozent seiner gesamten Einnahmen von rund 18 000 Franken und mithin der einträglichste der verschiedenen Erwerbszweige. An zweiter Stelle folgte mit 3450 Franken

der Verkauf von Vieh und Fleisch, danach in absteigender Reihenfolge: die Einnahmen aus der Gastwirtschaft, der Erlös aus dem Holz, der Handel mit Obst und Most und Entschädigungen für Transportaufträge. Aus der Schriftstellerei stammte mit 142.50 Franken ein Betrag im Promillebereich, der Ackerbau wird merkwürdigerweise nicht erwähnt, weil er ausschliesslich der Selbstversorgung diente.

Neben Gregor standen jetzt zwei weitere Pferde im Stall. Seit Bauern in den umliegenden Weilern ihre Milch der Molkereigenossenschaft Winterthur abliefern, holte Alfred Huggenberger mit seinem Gefährt zwei Mal täglich die Kannen bei den Sammelstellen ab und brachte sie nach Islikon zur Bahnstation. Jeden Monat nahm er in Winterthur das Milchgeld

8 KBTG Hu L Sch 60/1: 10.10.1903 sowie Sch 35.

9 Gemeindearchiv Bertschikon, Brandkataster 1903–1972, IV.B. 7.4, Bewangen Nr. 1.

10 KBTG Hu Sch 64: Kassabücher 1902–1904 und 1904–1907.

Thur. Wochenzeitung, Frauenfeld — im ganzen Kanton verbreitet (Aufl. 2700) — wöchentlich 4 × erscheinend — vorzüglich für Geschäfts-Anzeigen u. Inserate jed. Art.

Sommerau Bewangen.
Sonntag den 24. d.

findet ein **Preiskegeln**
im Betrage von 120 Fr. statt. Gedeckte Bahn.
Das Kegeln muß nach Vorschrift an einem Tage beendet werden. Ergebenst ladet ein 1117 **H. Suggenberger.**

Beim **Ochsen Elgg**  **Caroussel.** großes
Sonntag den 24. April ist beim Ochsen aufgestellt **Brecht-Meier's**
großes elegantes **Caroussel**, sowie eine mechanische
Schiessbude
Es ladet höflichst ein 1127 **H. Brecht-Meier, Schausteller.**

Das
Dépôt der Evangelischen Gesellschaft
Buchhandlung für christl. Literatur und Kunst
(bisher Sihlstrasse 4)
befindet sich von jetzt ab 1108
im **Hôtel Augustinerhof (Neubau)**
Bahnhofstrasse-Peterstrasse 8, 2 Minuten vom Paradeplatz,
und empfiehlt sich den geehrten Kunden angelegentlich. O F 5381
Die Filiale mit Leihbibliothek, Kirchgasse 13, bleibt bestehen.

Sommerau Bewangen.
Am Sylvesterabend
Theatralische Abendunterhaltung
bestehend in Aufführung von
Ländliche Brautwerbung
Volksstück in 2 Akten. Von A. Suggenberger.
Schluß lebendes Bild.
Nachher gemütliche Unterhaltung
mit eingelegten humoristischen Stücken.
— Anfang Abends 8 Uhr. Eintritt 30 Rp. —
Am Neujahrstag
findet eine zweite Aufführung Nachmittags 3 Uhr bei gleichem Eintritt statt.
Nachher Tanzunterhaltung.
Namens der Gesellschaft ladet ein 3458 **H. Suggenberger.**

Sylvesterabend. Gasthaus „zur Krone.“
Der hiesige Temperenz-Verein, bestehend aus ca. 25 Mitgliedern, veranstaltet am Sylvesterabend, von 9 Uhr an, eine
gemütliche Abendunterhaltung
mit Liedervorträgen, Gedichtsdeklamationen und dramatischen Gesprächen, wobei Thee und andere Getränke konsumiert werden können und ladet Jedermann, sowohl Männer als Frauen, Jünglinge und Jungfrauen aufs Freundschaftlichste ein, den Jahresluß in unterhaltender und würdiger Weise mit ihm zu feiern.
Eintritt frei. 3454

entgegen und verteilte es an die Lieferanten.¹¹ Keine leichte Aufgabe, diese Vermittlerposition, denn er war auch die Ansprechperson bei Reklamationen der Genossenschaft. Solche gab es in den Anfangsjahren 1903/04 häufig. Viele Bauern mussten regelrecht dazu erzogen werden, dass sie ihre Milch nicht nach Belieben, sondern in vereinbarter Menge und Qualität zu liefern hatten.

Ein weiteres Nebenamt also in einer stetig wachsenden Reihe von öffentlichen Aufgaben im Gemeinderat. Ab 1904 amtierte er zudem als Friedensrichter, und eine besondere Genugtuung dürfte für ihn gewesen sein, dass er seit Frühling 1900 in seinen Inspektionsberichten als Bezirksschulpfleger die Leistungen der Sekundarschullehrer zu bewerten hatte.

Auch innerbetrieblich war das Ausmass der Arbeit beträchtlich gestiegen. «Bis zum Tod des Vaters

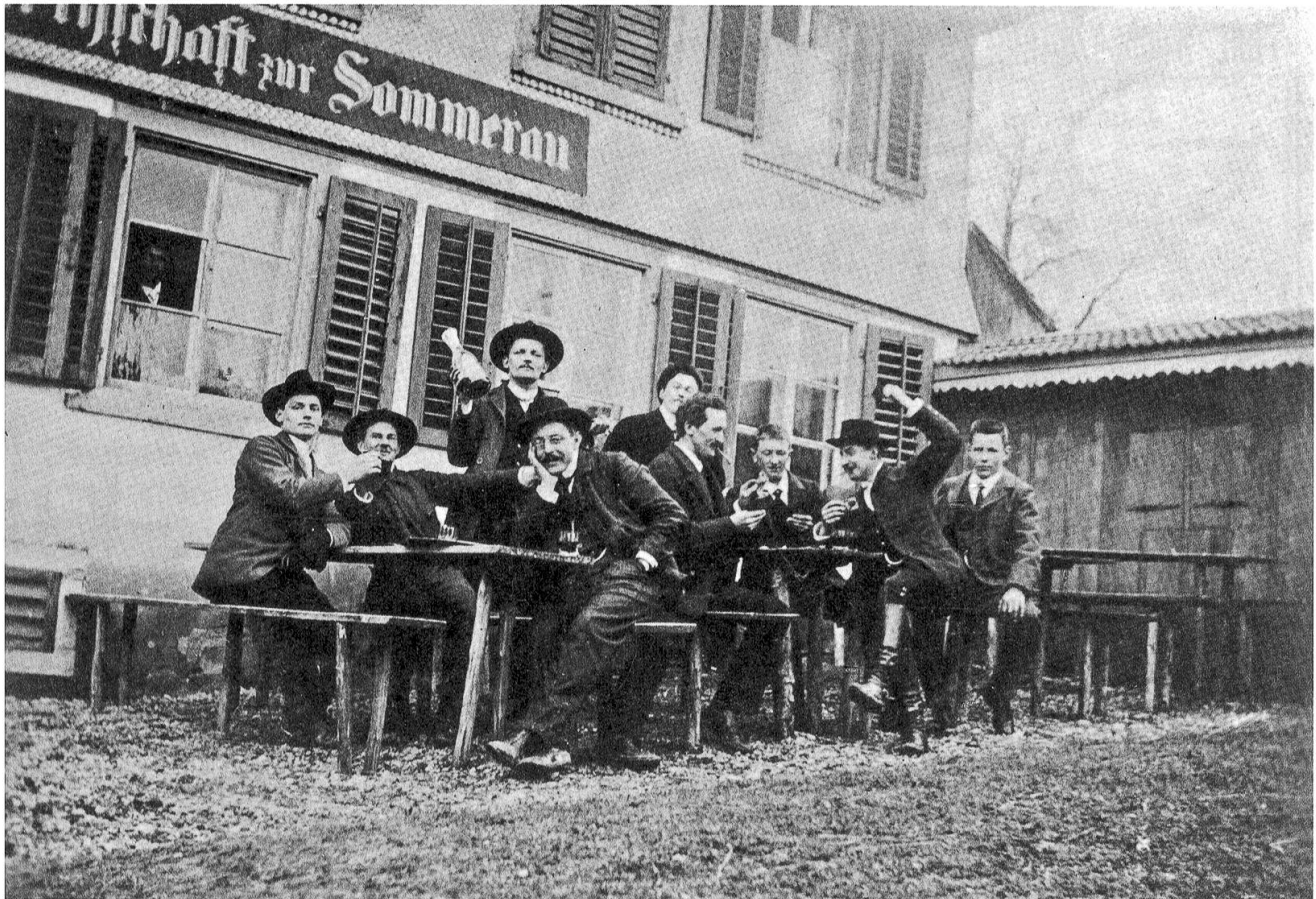
behalf man sich ohne Knechte. [...] Im Heuet und Emdet, immer zirka sechs Wochen, wurde fast jeden Tag von früh halb vier bis gegen Mittag gemäht, zu zweit oder allein. Im Winter wurde mit der Handdreschmaschine gedroschen, dann Wald- und Feldarbeit besorgt.»¹² Inzwischen war das Pensum ohne Personal nicht mehr zu bewältigen, was verschiedene Hinweise bestätigen. In den Kassabüchern ist ein Knecht namens Anton aufgeführt nebst diversen Hilfskräften, die während der Ernte im Wochenlohn angestellt waren.¹³ Ein Schriftenempfangsschein, ausgestellt auf «Johann Schärli von Willisau, Knecht,

11 KBTG Hu Sch 35.

12 Hans Menzi in: KBTG Hu L Sch 62/1, S. 4.

13 KBTG Hu L Sch 64: Kassabücher.

Abb. 21: Männergesellschaft in Bewangen mit Alfred Huggenberger (4. von rechts).



geb. 28. Februar 1880»¹⁴ belegt, dass es Angestellte gab, die über längere Zeit im Haus der Huggenbergers wohnten. Wohl eher zu den Ausnahmen gehörten befreundete Personen, die eine Zeitlang als Gäste nach Bewangen kamen und sich im Alltag nützlich machten wie Hermann Rau, der später verschiedene Bücher von Huggenberger illustrierte.¹⁵

Angeichts der enorm gewachsenen Arbeitslast brauchte es weit mehr als ein gewisses Faible, um bei der Schriftstellerei zu bleiben. Neben manch ungeduldrigen Äusserungen überrascht deshalb ein gelassener Ton, der hin und wieder zu vernehmen ist. «Pflug oder Feder, eins muss immer wieder für eine Zeit einrosten; jetzt ist die Reihe am ersteren», schrieb Huggenberger an einem ruhigen Wintertag dem

Schriftsteller J. C. Heer.¹⁶ Selbst während der sommerlichen Feldarbeiten liess er sich nicht entmutigen: «Aber einmal – diese feste Zuversicht verlässt mich keinen Augenblick – wird mir doch ein Werklein gelingen. Freilich wohl erst dann, wenn ich es wage, wie Sie mit Herzblut zu schreiben.»¹⁷ Und dass mit «Herzblut» ein professioneller Anspruch gemeint war, verdeutlicht eine aufschlussreiche Briefstelle aus demsel-

14 KBTG Hu Sch 131.

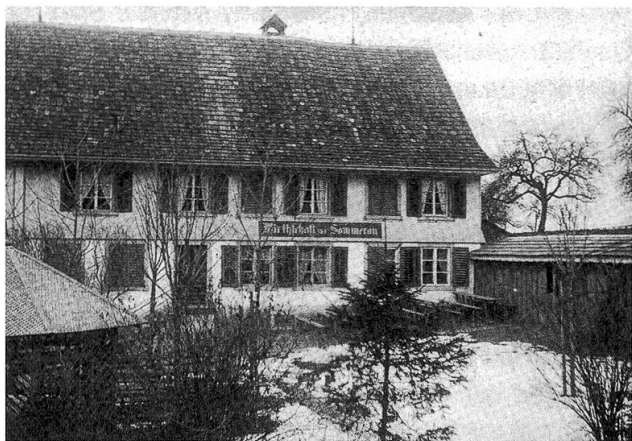
15 KBTG Hu B 799 in Sch 17: Rau an A. H., 15.9.1902 und 6.5.1903.

16 winbib, Studienbibliothek, Ms Sch 136/29, 27637, 28.1.1901.

17 Ebd., 7.8.1902.

Abb. 22: Das Geburtshaus in Bewangen mit der Wirtschaft Sommerau nach dem Ausbau von 1901.

Abb. 23: Alfred Huggenberger (rechts im Bild) mit seinen Gehilfen, 1903.



ben Zeitraum: «Ich habe nun etwa seit zwölf Jahren jede freie Stunde mein Steckenpferd geritten. Nach und nach ist die Lust und der Mut gewachsen. [...] Aber wenn man nicht mit dem zufrieden ist, was man zu Stand bringt, wenn man sich sagt: du könntest mehr, wenn du nicht so ängstlich am Ufer hinschleichen und die Wasserblumen trockenen Fusses ergattern wolltest? In einen Kahn! Frisch hinaus! Der Wind macht stark und der Kampf mit dem Ungewohnten!»¹⁸



18 Ebd., 2.2.1901.

9 Kontinuität, neue Verlagsbeziehungen, Historiendramen

Vom Schriftstellerischen gibt es aus den letzten Jahren vor der Jahrhundertwende zunächst nicht viel Neues zu berichten. Alfred Huggenberger schrieb weiterhin Gedichte und publizierte sie in verschiedenen Zeitschriften. Dies waren, wie bereits erwähnt, die «Schweizerische Rundschau» und das «Familien-Wochenblatt», ab 1895 zudem die Sonntagsbeilage der «Thurgauer Zeitung», vier Jahre später «Die Schweiz», eine Kulturzeitschrift mit aparter Aufmachung im Jugendstil. Für die Humoresken kamen 1901 die satirischen «Basler Fliegenden Blätter» dazu, für Inniges ein Jahr später die «Schweizer Familie». Gleichzeitig begann die Mitarbeit bei «Am häuslichen Herd», ein illustriertes Monatsheft zur Unterhaltung und Belehrung, redigiert vom Schriftsteller Adolf Vögtlin. Mit den regelmässigen Veröffentlichungen in so verschiedenartigen Publikationen erreichte Huggenberger eine breite Leserschaft und konnte seine verschiedenartigen Vorlieben ausleben. Mindestens so wichtig war für ihn die Möglichkeit, mit literarisch versierten Persönlichkeiten in Kontakt zu kommen. Er tat dies mitunter in bemerkenswert geschäftlichem Ton: «Wie schon erwähnt, würde ich gern über dies und jenes mit Ihnen Rücksprache nehmen und werde ich mir erlauben, Sie nächsten Dienstag oder Mittwoch Vormittag zwischen 10 und 12 Uhr in Ihrem Bureau aufzusuchen. Falls Ihnen ein anderer Zeitpunkt besser passen sollte, bitte um Mitteilung. Ich bin im Fall, mich nach Ihnen richten zu können», schrieb er Karl Bühler, dem Redaktor der «Schweiz», nachdem er dort erstmals Gedichte veröffentlichen konnte.¹

Dank seiner Kontinuität erreichte Huggenberger als Lyriker bald einen gewissen Bekanntheitsgrad, so dass sein Gedicht «Heimliches Glück» in eine prominent bestückte Anthologie aufgenommen wurde.² Einer der Herausgeber war der junge Emil Ermatinger, damals Gymnasiallehrer in Winterthur, später Germanistikprofessor an der ETH und an der Universität in Zürich.

Mit der lyrischen Praxis hatte sich der Sinn für Qualität geschärft. «Herbststimmung» sei ja nett, «Der alte Baum» aber die viel schwerere und gelungene Arbeit, er habe zwei Jahre daran gefeilt. Und bei «Winter» wäre es ein Leichtes, die Schlusszeile jeder Strophe dem obigen Silbenmass anzupassen, schrieb Huggenberger dem befreundeten Sekundarlehrer Heinrich Sulzer nach Elgg: «Ich möchte das aber nicht tun, denn ich würde somit in meinen Augen die Hauptschönheit des Gedichts zerstören zugleich mit der eigenartigen Melodie. Verleger, Herr Huber, hat mir zu diesem Stückchen gratuliert.»³

Allerdings veröffentlichte Huggenberger damals zwei verschiedene Gedichte mit dem Titel «Winter», beide mit verkürzter Silbenzahl in der Schlusszeile jeder Strophe. Das eine ist am 9. Februar 1902 in der Sonntagsbeilage der «Thurgauer Zeitung» abgedruckt worden, das andere am 6. Dezember 1902 in der «Schweizer Familie». Wahrscheinlich ist ersteres gemeint, und das Lob kam von Rudolf Huber, der es als Redaktor in die Beilage aufnahm. Für den 1907 entstandenen Lyrikband im Huber-Verlag wurde es allerdings gründlich überarbeitet und erschien als «Winterabend», während das zweite Gedicht fast unverändert als «Lied des Winters» im selben Buch abgedruckt wurde. Die häufige Änderung von Titeln übrigens wurde zu einer zuweilen irritierenden Angewohnheit von Huggenberger; sie erschwert Recherchen zur Entstehungsgeschichte einzelner seiner Werke.

Das zweite der beiden Wintergedichte ist das interessantere. Zwar gehört es nicht zu den bekanntesten, auch nicht zu den besten in Huggenbergers Lyrik, markiert aber einen beachtlichen Entwicklungsschritt: weg von der altklugen Symbolik, kein forcier-

1 SLA B-2-Kü-H, NL Waser: A. H. an Bühler, 7.7.1899.

2 Ermatinger/Haug, Dichterbuch, S. 129.

3 ZB Zürich, MS Briefe, Huggenberger: A. H. an Sulzer, 4.6.1902.

ter Humor, dafür eine Leichtigkeit, die sich als eine Stärke dieses Dichters erweist. Ebenso wie eine sehr direkte Beziehung zur Natur, quasi auf Augenhöhe, so dass diese nur in den seltensten Fällen bedrohlich erscheint.

Das Lied vom Winter

Der Winter will, der strenge Greis,
Jetztund sein Zepter schwingen,
Sein Hut ist Schnee, sein Mantel Eis.
Und dennoch soll in unserm Kreis
Sein Lob gar hell erklingen.
Ein süsser Schmeichler ist er nicht
Der wenig hält und viel verspricht:
Gradaus vor allen Dingen.

Gradaus! Und ob der Kaiser käm'.
Sein Bart müsst ihm gefrieren.
Und wenn ihn der beim Ärmel nähm':
«Ei, Winter, kommst mir unbequem!»
Das würd' ihn kaum genießen.
Er blies' ihm Flocken ins Gesicht
Und sprach: Mein Kaiser bist du nicht,
Glück zu! Du musst parieren.

Frau Sonne hat von alters her
Als Stiefkind ihn gehalten;
Drum liebt er sie nicht allzu sehr,
Spannt um die Welt sein Nebelmeer,
Zum Trotz der guten Alten.
Drob fällt das Herz ihr in die Schuh',
Sie sieht nur so von weitem zu
Und lässt ihr Reich erkalten.

Der Winter ist ein Edelmann,
Im Schenken unbescheiden,
Bringt Glück und Lust so viel er kann,
Und ist's ihm recht gelungen dann,
Wird närrisch er vor Freuden.

Darüber lacht ihn alles aus;
Er macht sich still zum Land hinaus,
Kann keinen Spott erleiden.⁴

Nebst den Gedichten entstanden um 1900 zahlreiche dramatische Arbeiten. Es sind so viele und so unterschiedliche Texte, dass hier nur die Bandbreite abgesteckt werden soll: hauptsächlich komische Vorträge (sogenannte Deklamationen), Einakter und Schwänke; teils in Mundart, oft gereimt oder in freien Versen, seltener in Prosa, knapp die Hälfte in bauerlichem Milieu spielend, mal in fiktiven Örtlichkeiten wie Bretzmühl oder Dingsda angesiedelt, mal konkret verortet in Andelfingen oder Frauenfeld.

Mit solch heterogener Produktion belieferte Huggenberger befreundete Theatergesellschaften ebenso wie seine neuen Verlage, nach einem – freilich nicht streng durchgehaltenen – Prinzip. Demnach erschienen die Texte zweiter Wahl anonym oder unter dem Pseudonym Dr. Hans Meyerlein bei Gottfried Feuz in Elgg, über den nur wenig in Erfahrung zu bringen ist. Neben seiner Buch- und Spielzeugwarenhandlung führte er ab 1900 einen Verlag für dramatisches Kurzfutter. Den Grossteil der Huggenbergerischen Produktion hingegen bekam Jacques Wirz in Grüningen, ein umtriebiger gelernter Buchbinder.⁵ Mit einem Dutzend verschiedener Kalender hatte er sich den Grundstock für ein kleines Druckerei- und Verlagsunternehmen geschaffen, das er mit seiner Frau und zwei Angestellten führte. Er gab verschiedene Modejournale und mit dem «Wochenblatt für den Bezirk Hinwil und das Zürcher Oberland» auch eine politische Zeitung heraus, und sooft er freie Kapazitäten hatte, druckte er Theatertexte und lancierte 1895 «Die Volksbühne», ein Blättchen im Zweiwochenrhythmus mit Wissenswertem für Laienspieler,

4 A. H., Hinterm Pflug, S. 50.

5 Gehri, Johannes Jakob Wirz, S. 35–41.

Abb. 24: Das erste Historienspiel, uraufgeführt an Neujahr 1896, wurde unter dem Titel «Der letzte Landenberg auf Schloss Elgg» veröffentlicht.

Theatralische Aufführung im Schulhaus Elgg
am Neujahrstag 1896

Der Gefangene auf Schloss Elgg.

Historisches Schauspiel aus der Zeit der Appenzellerkriege.
In fünf Aufzügen.
Von **A. Huggenberger.**

Personen:

Uli Hegner Klaus Marstein Heini Klein Hans Koster Jörgli Scherrer, Wirt Hermann von Landenberg, Burggraf zu Elgg Beringer von Landenberg zu Sonnenberg, genannt Wid, Ulrich von Hohenllingen Elbert von Randegg Heinrich von Gachnang, genannt Mänd Weiz Reipi Binzen Vogel Ulrich Hoß, Vogt zu Elgg Albrecht v. Watt, Bürger v. St. Gallen Walter v. Watt, dessen Bruder Bertha Mechthild Kriegsknechte beider Theile.	Bürger von Elgg. Thurgauische Edelknechte im Dienste Oesterreichs Konrad Kupferknecht, Hauptmann der Appenzeller Hätsch Vogelfanger Dupli Kaspar, Gefangenwärt Gertrud, Hegners Gattin Hans, Hegners Knabe.
--	---

Ort der Handlung: Theils Schloß Elgg, theils Schenke am Untertor.
Zeit 1407.

Kostüme in genau historischer Ausführung von Gebrüder Jäger in St. Gallen.
Kassaeröffnung 6 Uhr, Anfang 6 1/2 Uhr.
Erster Platz 80 Rp., zweiter Platz 60 Rp.
Programme können an der Kasse à 5 Cts. bezogen werden.
Die Zwischenpausen werden von der Musikgesellschaft Elgg ausgefüllt.
Hauptprobe Montag den 30. Dezember, Abends halb 8 Uhr. Eintritt für Kinder 20 Cts.
Es ladet ergebenst ein

3235 **Der dramatische Verein.**

Vorabdrucken ganzer Stücke in Fortsetzungen und einer ausführlichen Theateragenda. Letztere sollte einerseits die vielfältigen Aktivitäten wiedergeben, andererseits Transparenz herstellen, um erfolgreicher vorgehen zu können gegen Vereine, die neuere Stücke aufführten, ohne dafür die Rechte erworben zu haben. Um diese zu erhalten, musste man die erforderliche Anzahl von Textbüchern kaufen, in der Regel waren dies so viele wie Rollen im Stück. Zeitweise führte Wirz in seiner Zeitschrift eine schwarze Liste der unrechtmässigen Inszenierungen.

Bei so viel Aktivität war an eine sorgfältige Edition nicht zu denken. Druckfehler nahm Wirz in Kauf und versprach, sie in der nächsten Auflage zu korrigieren. Dies führte gelegentlich zu Protestbriefen aus Bewangen. Auch gegen die Honorarpraxis – der Verlag zahlte einen Franken pro gedruckte Seite – hatte

Huggenberger von Anfang an opponiert. Er habe sechs neue Stücke anzubieten, werde dies aber nur tun, «wenn wir uns einig werden», schrieb er in einem seiner ersten Briefe, «ich habe mir vorgenommen, auch kleinere Stücke nicht mehr unter 40 Franken abzutreten. Das ist ja immerhin nicht mehr als Schreibgebühr. Andernfalls lasse ich's bleiben».⁶

Als einer der zugkräftigsten Hausautoren konnte Huggenberger sich verschiedentlich Sonderkonditionen aushandeln, zudem sorgte «der Theaterwiz» für viel Publizität, ein Vorteil, der nicht zu unterschätzen war. Wie dem Veranstaltungskalender der «Volksbühne» zu entnehmen ist, gab es bald schon kein Wochenende mehr zwischen Silvester und Fasnacht, an dem nicht irgendwo mindestens ein Stück von Alfred Huggenberger aufgeführt wurde.

Eine spannungsgeladene Zusammenarbeit also und verständlich deshalb, dass Huggenberger seine ambitionierten Stücke nicht dem «Theaterwiz» anvertraute. Dies betraf als erstes die Historienschauspiele, ein Genre, mit dem er sich über einen Zeitraum von fast zehn Jahren beschäftigte. Begonnen hatte es mit einer Auftragsarbeit. Der Dramatische Verein Elgg hatte am Neujahr 1894 Carl Biedermanns «Williburga von Elgg» uraufgeführt, ein Historienspiel aus der Zeit von 1250 bis 1275, und damit einen so grossen Erfolg verzeichnet, dass man möglichst bald ein weiteres Stück aus der eigenen Geschichte auf die Bühne bringen wollte. Huggenberger kam die Anfrage gelegen; seit längerem und inzwischen etwas freudlos laborierte er an seinen mittelalterlichen Lokaltstoffen, mit einem verbindlichen Termin schien sich seine Schreibhemmung wie von selbst zu lösen, zumal er die meisten Spieler persönlich kannte.

An Neujahr 1896 wurde «Der Gefangene auf Schloss Elgg», ein Schauspiel in fünf Aufzügen, im

6 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Wirz, 18.12.1899.

Schulhaus uraufgeführt. Drei Vorstellungen waren ausverkauft, die Besprechungen sehr positiv, der Autor aber gab sich mit dem Erfolg nicht zufrieden. Er sei dabei, das Stück «Der Gefangene» umzuschreiben und werde die neue Fassung so rasch wie möglich «Sekundarlehrer Schweizer in Frauenfeld und andern zum Lesen übergeben»⁷, notierte er im Tagebuch und konnte sich zwei Monate später über ein positives Echo freuen.

Die Änderungen sind im Detail nicht zu rekonstruieren, ein paar Vermutungen indessen zulässig. Vergleicht man die Besetzungslisten im Inserat und in der gedruckten Fassung, sind bloss ein paar Nebenfiguren ausgewechselt worden. Augenfällig hingegen ist, dass die gedruckte Fassung eine andere Titelfigur bekam. Es ist nicht mehr der Gefangene, ein St. Galler Bürger namens Albrecht von Watt, sondern sein adliger Gegenspieler, Hermann Landenberg, Burgherr zu Elgg. Dass die Beiden im Stück zu Kontrahenten werden, hat nicht mit persönlicher Unverträglichkeit zu tun – dafür sind sie sich in ihrer Standhaftigkeit zu ähnlich –, es ist eine politisch motivierte Feindschaft, verursacht durch ein unerhörtes Ereignis: die Aufstände im Appenzellerland zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Ihrem Beispiel folgend, beginnen zwischen Konstanz und Winterthur die Untertanen aufzubegehren, in Freischärlerzügen stürmen sie die verhassten Burgen, wo sich der Adel als letzte Bastion von Habsburg-Österreich erweist. In einem sich ausweitenden Krieg werden reihum Ortschaften in Brand gelegt, beide Seiten haben überall ihre Spione. Darüber reden die Bürger von Elgg zu Beginn des Stücks. Im Weiteren handelt dieses von der bisher geheim gehaltenen Beziehung zwischen der jungen Mechtild von Landenberg und dem Gefangenen, der als Spion der St. Galler verdächtigt wird. Ihre Liebesgeschichte wird jedoch mehr und mehr überlagert von einem zweiten Thema, dem Komplott des Landenberg mit den adligen Herren von Sonnenberg, Gachnang, Hohenklingen und mit Eckbert von

Randegg, dem lebenswürdigen Grossmaul. Sie verhöhnern die Appenzeller, und ihr ständischer Zorn richtet sich ebenso gegen deren neue Verbündete, die Eidgenossen. Während seine Freunde sich auf verschiedene Weise mit den veränderten Machtverhältnissen zu arrangieren suchen, ist der Landenberg von seiner Haltung nicht abzubringen. Dies hat zwar seine Entmachtung zur Folge, trägt ihm gleichzeitig aber auch Respekt seitens seiner Gegner ein.

Unter dem Titel «Der letzte Landenberger auf Schloss Elgg» erschien das Stück 1897 bei Ernst Kuhn, einem kunstsinnigen Verleger, der heute mit seinen Fotografien zur Stadtgeschichte von Biel bekannt ist.⁸ Dass er als Berner sich für das Landenberg-Drama erwärmte, ist nicht selbstverständlich. Im Unterschied zur vaterländischen Geschichte mit ihrer zentralschweizerischen Perspektive, wie sie damals im Schwange war, behandelt Huggenberger ein Stück Vergangenheit aus einem ungewohnten Blickwinkel, einer ostschweizerischen Sicht. Und sein Schauspiel umfasst über hundert Seiten, besteht aus freien Versen in hochdeutscher Sprache; es erfordert mehrere Szenenwechsel und damit auch technisch einigen Aufwand. Doch es wurde in den folgenden Jahren in verschiedenen Landesgegenden aufgeführt, wie der «Volksbühne» zu entnehmen ist, unter anderem in Grenchen und Frauenfeld (1897), in Zürich-Wiedikon, Amriswil-Köpplishaus und Hugelshofen (1898), im luzernischen Hochdorf (1899), in Inszenierungen des Arbeitervereins Erlach (1900) und des Turnvereins Neftenbach (1901), von den Dramatischen Gesellschaften in Hittnau und Horgen (1901), Töss (1903) und Herisau (1904). Eine zweite Auflage erschien 1909.

Zwei kleinere dramatische Arbeiten zur Geschichte von Elgg blieben von lokalem Interesse.

7 KBTG Hu L Sch 60/3: 1.2.1896.

8 Ernst Kuhn, Biel: Photographien, hrsg. vom Bieler Stadtarchiv, Biel 1995.

Theater in Frauenfeld

Sonntag den 29. Januar 1899

Gastspiel des Ensemble vom Zürcher Volkstheater,

unter persönlicher Leitung des Direktors **Otto Winger**
und unter Mitwirkung der **Stadtmusik-Kapelle Frauenfeld** zur Einweihung
des neu erbauten Theater- und Konzert-Saales im „Hotel Bahnhof“.

Eröffnungs-Prolog,

verfaßt von **A. Huggenberger**, gesprochen von **Frl. Ellen-Roth**.

Hierauf:

Die Hochzeit von Frauenfeld.

Historisches Schauspiel in 4 Akten von **A. Huggenberger**.

Kasseneröffnung 3 Uhr. Anfang 4 Uhr. Ende 6 Uhr.

Preise der Plätze: Sperrpl. (numeriert) **Fr. 1. 50**, Parterre und Gallerie **1 Fr.**

Billette im Voraus sind von Freitag den 27. ds. Mts. im Papiergeschäft des
Herrn Karl Walder zu haben.

«Verleihung des Freiheitsbriefes an Elgg 1371» wurde als dramatische Einlage für den dortigen Aschermittwochsumzug des Jahres 1900 geschrieben (und ein Vierteljahrhundert später wieder aufgenommen). Das Lustspiel «Der Meisterschuss oder Ein Schützenfestlein zu Elgg vor 333 Jahren» wurde in gedruckter Form von Wirz vertrieben, gehörte aber wie «Studenten-Streiche» und «Backfischlaunen» zu den wenigen Huggenberger-Stücken, bei denen «der Erlös nicht einmal den Zins für das ausgelegte Geld bringt», wie der Verleger sich ausdrückte.⁹ Auch zwanzig Jahre später noch gehörte der «Meisterschuss» zu den umsatzschwächsten Theaterstücken von Huggenberger.¹⁰

Auch das nächste der grossangelegten Historienschauspiele beschäftigt sich, in Prosa diesmal, mit einer chaotischen Zeit in der Ostschweiz, den Unruhen von 1645/46. Die Gegend um Frauenfeld wird in einen überregionalen Konflikt hineingezogen und belagert von den Rechbergschen Reitern (über die Huggenberger zuvor schon mehrere Balladen geschrieben hatte). Walther Fuog, Sohn eines Schankwirts, wird verdächtigt, für die Gegenseite zu spionieren und einen Anschlag verübt zu haben.

9 KBTG Hu B 1191 in Sch 25: Wirz an A. H., 11.12.1903.

10 Ebd.: 28.6.1922.

Abb. 26: Szene aus «Die Hochzeit zu Frauenfeld».



Das erweist sich im Verlauf der weiteren Ereignisse als haltloses Gerücht, per Meineid in die Welt gesetzt von einem jungen Mann, der sich in dieselbe Frau wie Fuog verliebt hat. Konsequenter als im Landenberg-Stück fokussierte Huggenberger auf eine Liebesgeschichte, die – wie der Titel besagt – zu einem Happy End führt. Und fast prophetisch schwenkt einer ein Fähnchen und wünscht sich, dass sich «nach manchem Sturm und Strauss diese schönen Gauen dem starken Schweizerbund für immer vermählen».

«Die Hochzeit zu Frauenfeld» mit über zwanzig Rollen und ebenso vielen Statisten wurde am 29. Januar 1899 zur Eröffnung des dortigen Hotels Bahn-

hof vom Zürcher Volkstheater aufgeführt. Mit der Ausstattung war Richard Patzig vom Zürcher Stadttheater beauftragt worden (und damit jener Spezialist, der im selben Jahr die Kulissen für die erste Inszenierung im Tellspielhaus von Altdorf schuf).¹¹ Leider habe die Diktion einzelner Darsteller zu wünschen übrig gelassen, zudem sei oft zu hastig gesprochen worden, wurde in der «Thurgauer Zeitung» beanstandet: «Vielleicht mochte es aber auch am dramatischen Aufbau des Stückes liegen, dass einzelne Stadien im Entwicklungsgang desselben nicht als

11 Thurgauer Zeitung, 24.1.1899.



genügend motiviert und vorbereitet erschienen sind.»¹²

So ist wohl auch zu erklären, dass sich keine weiteren Aufführungen nachweisen lassen. Das Stück wurde von Huggenberger nochmals überarbeitet und dabei von vier auf fünf Akte erweitert.¹³ Zwar sandte er das Manuskript dem Verleger Caesar Schmidt in Zürich zur Ansicht, hielt jedoch im Begleitbrief fest, er wolle «den Versuch noch einige Jahre im Pult ausreifen lassen»;¹⁴ es blieb unveröffentlicht.

Es ist kaum schlüssig erklärbar, weshalb Alfred Huggenberger sich mit seinem Schauspiel «Der Bauernkönig» über den grossen Volksaufstand von 1653 so schwer tat und fast zehn Jahre lang immer wieder daran arbeitete. Am Thema kann es nicht gelegen haben. Der Stoff enthielt fast alles, was zu einem gross angelegten Werk dieses Genre gehört: Charisma der Titelfigur, ein Kampf für die gute Sache, Rebellierende, Mitläufer, Profiteure sowie Intrigen auf beiden Seiten, Liebe und Tod. Erleichternd kam dazu, dass die Geschichte des Bauernführers Niklaus Leuenberger im 19. Jahrhundert sehr populär war, nicht nur

im westlichen Mittelland, den einstigen Originalschauplätzen zwischen Bern, Luzern und Solothurn, sondern auch im Kanton Zürich: Zur Fasnachtszeit 1863 wurde in Stäfa der grosse Schweizer Bauernkrieg von rund 400 Mitwirkenden auf die Bühne gebracht und dabei «sogar Gefechte mit Infanterie, Kavallerie und Infanterie regelrecht ausgeführt».¹⁵ 1882 waren in der Richterswiler Inszenierung gar über 500 Laien auf der Bühne.

Nicht dass Huggenberger mit seinem Stück solche Dimensionen angestrebt hätte, offensichtlich aber wollte er den Verlauf der Ereignisse in der ganzen Turbulenz nachzeichnen. Dabei kam ihm entgegen, dass er als nicht mehr unerfahrener Dramatiker weite Spannungsbögen aufbauen konnte und zudem die Technik der sogenannten Mauerschau anzuwenden wusste. Das heisst, Nebenfiguren berichten von gleichzeitig stattfindenden, auf der Bühne jedoch nicht sichtbaren Volksversammlungen, Belagerungen und Kriegseinsätzen. Auch seine präzisen Regieanweisungen zeugen von einer inzwischen weit entwickelten szenischen Fantasie. Mit spärlich eingesetzten Liedern suchte Huggenberger zusätzliche Register zu ziehen. Komponiert hatte sie Wilhelm Decker, der Musiklehrer am Lehrerseminar Kreuzlingen. Auch Carl Vogler interessierte sich aufgrund des «Bauernkönigs» für eine weitere Zusammenarbeit.¹⁶

«Der Bauernkönig» kommt inklusive Nebenrollen mit rund dreissig Spielenden aus. Das unterscheidet das Stück von den Massenspektakeln, zugleich wird in dieser Grössenordnung verhindert, dass politische Konflikte im Stil eines Kammerspiels auf das Psychogramm der Hauptfigur begrenzt werden. Be-

12 Ebd., 31.1.1899.

13 KBTG Hu M Sch 81/3.

14 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Schmidt, 4.6.1902.

15 Zitiert nach Müller, Schweizer Theatergeschichte, S. 356.

16 KBTG Hu B Sch 24: Vogler an A. H., 21.2.1903.

zeichnenderweise hat der Bauernführer selbst nur wenige Auftritte.

Abweichend von früheren Gewohnheiten gab Huggenberger das Stück bereits in Druck, wieder dem Verlag von Ernst Kuhn in Biel, noch ehe er es zur Aufführung freigab. Drei Theatergesellschaften machten sich fast gleichzeitig an die Inszenierung. Als Uraufführung hat die Arbeit des Sängerbunds Mühlebach in Amriswil zu gelten. Er spielte das Stück erstmals am 25. Januar 1903 in seiner Konzerthalle, einer alten Kirche mit 450 Zuschauerplätzen.¹⁷ Weitere Premieren folgten im Februar durch den Dramatischen Verein Gachnang im Gemeindehaus und die Theatergesellschaft Rohrbach im Kronensaal.¹⁸

Noch während der ersten Aufführung des «Bauernkönigs» habe er gewusst, «es war eine Totgeburt»¹⁹, heisst es sieben Jahre später im Entwurf zu einer autobiografischen Skizze. Auch wenn diese Distanzierung sich als nicht ganz so absolut herausstellte, markiert sie doch eine wichtige Zäsur im literarischen Schaffen von Huggenberger. Mit dem «Bauernkönig» war seine Beschäftigung mit historischen Themen abgeschlossen, die zahlreichen Exzerpte konnte er ebenfalls beiseite legen, um Platz für Neues zu schaffen: seine Prosatexte, die er mehrmals schon angekündigt hatte.

17 Thurgauer Zeitung, 24.1.1903 (Inserat) und 1.2.1903 (Bericht).

18 Thurgauer Zeitung, 21. und 28.2.1903, sowie Jahrbuch des Oberaargaus, 1989, S. 105.

19 KBTG Hu L Sch 61/3: 18.3.1913.

10 «... eine Gefährtin, die mich versteht»

Wenn Alfred Huggenberger in einigen seiner Gedichte, gereimten Deklamationen und Theaterstücken und sonstigen Verlautbarungen das Junggesellentum kultivierte, hat er dies wohl selbst nicht ganz ernst genommen. Eile war nicht geboten. Die Männer in seiner Familie waren bei ihrer Hochzeit alle mindestens dreissig Jahre alt. Während bei Grossvater und Vater Salomon die wirtschaftliche Situation fürs Zuwarten eine Rolle gespielt haben mag, fällt dies für die nächste Generation ausser Betracht.

Mit seinen Beteuerungen, wonach die Schriftstellerei ihm so manchen Korb eingetragen habe, dürfte Huggenberger in koketter Art etwas übertrieben haben. Sicher war ihm sehr an einer verständigen Partnerin gelegen, dies mag die Suche erschwert haben, und in diesem Zusammenhang ist durchaus denkbar, dass er im Umgang mit Frauen zwar nicht so schüchtern wie seine Heinrich-Figuren war, aber doch etwas unbeholfen und sehr merkwürdig wirkte. So jedenfalls hatte ihn Bertha Schmid bei der ersten Begegnung im Jahr 1900 erlebt: «Da kam der angehende Schriftsteller Alfred Huggenberger in unsere Wirtschaft und machte mir kurz darauf einen schriftlichen Heiratsantrag. Ich war aber erst neunzehn Jahre alt und von Liebe auf den ersten Blick hatte ich nichts gespürt. So schrieb ich ihm, dass ich mich nicht entschliessen könne, seinen Antrag anzunehmen. Im Laufe des folgenden Jahres kam hie und da ein abgedrucktes Gedicht und im Frühling 1902 die in der neuen Zürcher-Zeitung erschienene Erzählung «Ölers Rose». Es war also mehr eine geistige Annäherung.»¹

Diese Bemerkung stammt nicht aus einem eigentlichen Lebenslauf; es ist bloss eine lose Folge von Erinnerungen, nicht in chronologischer Reihenfolge aufgezeichnet und mit langen Intervallen zwischen den einzelnen Einträgen. Nicht einmal in einem eigenen Heft hat die Verfasserin ihre autobiografischen Fragmente festgehalten, sondern sie im Blindband eines Kinderbuchs von Ehemann Alfred notiert, in

fester Schrift und wohlthuend sachlichem Stil. So ist im Weiteren zu erfahren, dass die beiden im Juni 1902 einen ersten Ausflug zusammen ins Appenzellerland machten. Sie musste Medikamente für die kranke Mutter besorgen, er hatte seine beiden Gedichtbände mitgenommen und ihr daraus vorgelesen auf einem Bänklein: «Das war der Anfang unseres gemeinsamen Lebensweges.»²

Bertha Schmid stammte aus wohlhabenden Verhältnissen. Ihre Eltern, Johann und Elisabeth Schmid, besaßen neben der Gastwirtschaft einen Bauernhof, eine Sägerei und die Margenmühle im gleichnamigen Weiler, einem abgelegenen Flecken in der Gemeinde Bussnang.³ Deshalb durfte sie im eigenen Milchwagen nach Mettlen mitfahren, wo es eine Gesamtschule gab. Den Unterricht empfand sie als eher langweilig, sie war unterfordert und interessierte sich deshalb weit mehr für alles, was in den oberen Klassen verhandelt wurde. Am liebsten sagte sie Gedichte auf, und bald hatte sie die ganze Schulbibliothek gelesen.

Zu ihrem Bruder, dem acht Jahre jüngeren Hans, hatte Bertha keine enge Beziehung, den Vater erlebte sie als jähzornig und lieblos.⁴ Die Mutter hatte sehr häufig gesundheitliche Probleme. «Zum Glück war sie eine Froh-Natur, in guten Stunden spielte sie Gitarre und sang mit schöner Stimme alte liebe Lieder»⁵, schreibt die Tochter und erinnert sich auch, wie gern sie ganze Tage bei den Grosseltern mütterlicherseits verbrachte, weil die beiden einen grossen Bauerbetrieb mit herrlichem Obstgarten besaßen und eine sehr harmonische Ehe führten: «Sie assen immer zusammen aus dem gleichen Teller, den in der Mitte eine rote Rose zierte. Auch ich bekam jedes Mal so

1 KBTG Hu Sch 128: Blindband, Eintrag 1946, XI.

2 Ebd.

3 Adressbuch vom Kanton Thurgau 1902, S. 281 f.

4 KBTG Hu Sch 128: Blindband, Einträge 1941 und 1953.

5 Ebd.: Eintrag 1941.

Abb. 28: Alfred Huggenbergers selbst gebastelte Collage zu einem seiner Lieblingsthemen um 1900.



einen schönen geblühten Teller.»⁶ Sie starben beide kurz hintereinander, als Bertha noch zur Schule ging.

Nicht erstaunlich, dass sie die Gelegenheit nutzte, sooft wie möglich von zu Hause wegzukommen. Nach der Sekundarschule machte sie ein einjähriges Praktikum bei der Buchhalterfamilie Simmler an der Florastrasse im Zürcher Seefeld. Es gab nur ein einziges Kind im Haushalt, den fünfjährigen Karl, seine Mutter war eine ehemalige Erzieherin, ausserdem lebte eine der Grossmütter in derselben Wohnung. Bei Tisch waren auch zwei Lehrlinge vom Musikhaus Hug und ein Pensionär. Aus dieser Zeit blieb Bertha die herablassende Art der Städter in Erinnerung.

Danach fuhr sie für drei Monate als Kochlehrtöchter nach Arbon ins Hotel Bär, wo sie täglich von

morgens um halb sechs bis Mitternacht arbeiten und obendrein neunzig Franken Lehrgeld zahlen musste. An ihrem einzigen freien Tag besuchte sie die Zentnarfeier in Weinfelden, ein Erinnerungsfest an die Befreiung des Thurgaus. Im drauffolgenden November reiste sie nach Vevey, um das damals beliebte Welschlandjahr zu absolvieren. Als Au-pair-Mädchen der Eisenbahnerfamilie Bonzon-Stegemann hatte sie auf die beiden Kinder aufzupassen, Handarbeiten zu machen und nebenher Französisch zu lernen. Von Vater Schmid erhielten die Gastgeber jeden Monat 45 Franken und boten seiner Tochter dafür die Möglichkeit, die Romandie zu erkunden, nahmen sie auf

6 Ebd.: Eintrag 1941.

Abb. 29: Die Margenmühle in einem unsignierten Aquarell. Ein Hochzeitsgeschenk von Bertha Huggenberger an ihre Grossnichte Ruth Schmid.



Bergtouren mit, zu den Narzissenfeldern von Avent und nach Châtel St-Denis im Kanton Freiburg.

Ungern kehrte die achtzehnjährige Bertha Ende 1899 nach Bussnang zurück. Kurz danach starb ihr einjähriges Schwesterchen an einer Lungenentzündung; es war die Folge einer Grippeepidemie, an der auch die Mutter erkrankt war. Sie schien sich nicht mehr davon zu erholen. In dieser Zeit war es, dass Alfred Huggenberger erstmals in die Wirtschaft gekommen war. Den Eltern wäre lieber gewesen, wenn ihre einzige Tochter den Kavalleristen Ernst Eberli geheiratet hätte, ihren langjährigen Verehrer aus dem thurgauischen Oppikon.

Im folgenden Jahr hatte das angebliche Ischiasleiden von Mutter Schmid sich als Gebärmutterkrebs herausgestellt. Nachdem die Geschwulst entfernt

worden war, entdeckte man eine weitere, so tief im Beckenknochen, dass an eine Operation nicht zu denken war. Aus diesem Grund wohl wollte Bertha Schmid ihre Liebesbeziehung auch nach dem Ausflug ins Appenzell vorläufig geheim halten. Alfred Huggenberger bekannte gegenüber Heinrich Sulzer bloss, dass er «ein bisschen verl.»⁷ sei, er verdeutlichte die Bemerkung mit zwei ineinander geschobenen Kreisen und bat um Diskretion. Etwas deutlicher wurde er im Brief an J. C. Heer: «Ich möchte Ihnen heute etwas verraten, was Sie vielleicht ein wenig interessiert: ich bin im Stillen verlobt. Ein liebes, ver-

7 ZB Zürich, MS Briefe, Huggenberger: A. H. an Sulzer, 4.6.1902.

**Abb. 30: Bertha Schmid und Alfred Huggenberger
an ihrem Hochzeitstag, dem 28. Juli 1903.**



sonnenes Mädchen. Bauernblut; aber keine von denen, die nur an Raps und Korn denken können. Sie nimmt warmen Anteil an meinem Schaffen und hat in manchem ein überraschend sicheres Urteil.»⁸

Am 9. Oktober 1902 wurde auf der Kyburg offiziell Verlobung gefeiert, bei einem einfachen Mittagessen, im kleinen Rahmen, dies vermutlich, weil kurz zuvor Mutter Schmid gestorben war. Endlich konnten die Anzeigen verschickt werden. Zu den ersten Gratulanten gehörte J. C. Heer. Er schrieb aus seiner Klause im Bregenzerwald. In der Antwort zeigte Huggenberger sich erneut sehr beglückt darüber, die richtige Frau gefunden zu haben, eine intelligente, verständnisvolle Person, die ihn voll unterstützen würde und – wichtiger noch – seiner Ungeduld etwas entgegenzusetzen hatte: «Sie ist eine jener

rührigen Naturen, die warten können, wo sie an endlichen Erfolg glauben. Ich kann ganz gut sagen, dass ich sie eigentlich «erdichtet» habe. Sie ist bestimmt der Meinung, ich werde noch durchdringen, meint aber, ich müsse das nicht erzwingen wollen. Wenn ich die nächsten fünf Jahre wieder soviel vorwärts komme, wie die letzten, so sei das genug.»⁹

Am 28. Juli 1903 fand in der Kirche von Gachnang die Trauung statt. Die Hochzeitsreise, schreibt Bertha Huggenberger-Schmid, musste um zwei Tage verschoben werden, weil der Ehemann noch einen Text fertig stellen musste. Für 36 Franken

8 winbib, Studienbibliothek, Ms Sch 136/29, 27637, 7.8.1902.

9 Ebd., 30.10.1902.

hatten sie ein Rundreisebillet mit einwöchiger Gültigkeit gelöst. Am ersten Tag fuhren sie nach Zürich, gingen ins Kino, anderntags nach Basel in den Zoologischen Garten. In Frick wurde ein guter Weinkunde besucht und ennet dem Rhein das Denkmal des «Trompeter von Säckingen», der Titelfigur eines der bekanntesten Bücher des verehrten Joseph Victor von Scheffel. Dann reisten sie via Luzern über den Gott hard bis nach Bellinzona. «Es war der 1. August, aus allen Türmen bimmelten die Tessiner Glocken.»¹⁰ Es folgte ein zweitägiger Abstecher nach Milano, einer Lieblingsdestination damaliger Hochzeitsreisender. Auf dem Rückweg stiegen sie in Göschenen aus, gingen zu Fuss die Schöllenschlucht hinauf nach Andermatt und übers Urserental auf den Furkapass. Eine weitere Tageswanderung führte zum Rhonegletscher und hinunter ins Wallis. Dank der vier Goldstücke der Braut konnten sie sich von Blitzingen eine private Kutschenfahrt nach Brig leisten, dort nahmen sie wieder den Zug: «Wir erreichten abends noch Bern, wo wir zum letzten Mal übernachteten. Dann begann der Alltag, das Korn war reif, der Emdet sollte beginnen, zwei Knechte und Hermann Rau warteten auf den Meister» – und damit enden die Einträge im Blindband.

Die junge Ehefrau hatte ihren Platz in der Haushaltung zu finden und sich dabei mit Schwiegermutter Margaretha und der siebzehnjährigen Schwägerin Pauline zu arrangieren. In der Gastwirtschaft mochte sie nicht so gern mithelfen, bei der Arbeit im Freien hingegen fühlte sie sich ausgesprochen wohl. Der Ehemann wusste dies zu schätzen. «Ein Glück für mich, dass ich eine Gefährtin gefunden habe, die mich versteht, die mich lieber am Schreibtisch sieht als hinterm Pflug und die mich doch nicht von der mir lieb gewordenen Scholle wegdrängen will», vertraute Huggenberger der Schriftstellerkollegin Nanny von Escher an.¹¹ Sie war zwölf Jahre älter als er, lebte mit ihrer Mutter auf dem Albis. Die Familie Huggenberger kannte sie schon seit langer Zeit, wahrscheinlich

von den Besuchen bei ihren Verwandten und Freunden in Wülflingen und auf der Kyburg. Dort hatte Bertha anlässlich ihrer Verlobung einen bleibenden Eindruck gemacht, wie Eduard Bodmer von der Kyburg nach Bewangen schrieb: «Dass Sie eine gute und für Sie passende Frau gefunden, das habe ich gleich erkannt, als Sie uns dieselbe letztes Jahr vorgestellt & zweifle ich nicht, dass Ihr kommendes Eheleben ein glückliches sein wird.»¹²

10 KBTG Hu Sch 128: Blindband, Eintrag 1962.

11 KBTG Hu Sch 122: A. H. an von Escher, 3.7.1903.

12 KBTG Hu B 123 in Sch 3: Bodmer an A. H., 14.1.1904.

11 Anschluss in Zürich, Mitglied im Literarischen Klub

Am 12. August 1903, unmittelbar nach den Flitterwochen, wurde Alfred Huggenberger in den Literarischen Klub in Zürich aufgenommen. Dieser war im Dezember des Vorjahres gegründet worden, als Fachgruppe innerhalb des berühmten Lesezirkels Hottingen, und veranstaltete regelmässig Zusammenkünfte mit anschliessendem Souper intime.¹ Rund vierzig der bald über hundert Mitglieder trafen sich von November bis März jeweils am Samstagabend im Stammlokal, dem «Seehof» (später dislozierte man ins «Weisse Kreuz», zog weiter ins Hotel «Bellevue», danach in einen biedermeierlichen Saal im Park am Freudenberg in der Enge, schliesslich ins Zunfthaus zur Waag). Man sass an hufeisenförmig angeordneten Tischen, trank Wein, rauchte Zigarren. Jede Sitzung war einer einzigen Person mit ihrem literarischen oder wissenschaftlichen Vortrag gewidmet, das ergab im Lauf einer Saison ein vielseitiges Programm, weil dem Klub neben Schriftstellern auch Professoren und Feuilletonredaktoren angehörten. Manchmal wurden Schauspieler zu Lesungen beigezogen, Frauen waren prinzipiell nicht zugelassen.

Man kann es nicht genug betonen: Im städtisch dominierten Klub war ein Schriftsteller wie Huggenberger eine absolut rare Erscheinung. Nur gerade elf der mittlerweile rund hundert Mitglieder wohnten nicht in der Stadt Zürich, drei von ihnen kamen aus den Nachbarorten Küsnacht und Kilchberg, zwei weitere aus Horgen und Spreitenbach. Zu den weiter entfernten gehörten Dr. Ehrenfeld aus Olten, die beiden Brüder René und Jean Morax aus Morges sowie Emil Ermatinger und Rudolf Hunziker, die damals beide am Winterthurer Gymnasium unterrichteten.

Unter den Vortragenden hingegen waren schon in den ersten Jahren zahlreiche auswärtige Autoren – Carl Spitteler aus Luzern zum Beispiel, Hermann Hesse aus Gaienhofen, Carl Albrecht Bernoulli aus Basel, Gaspard Vallette aus Genf, Rudolf von Tavel aus Bern, Eduard Platzhoff-Lejeune aus Tours oder Emanuel von Bodman aus Gottlieben am Bodensee.

Wie unterschiedliche Temperamente da aufeinander stiessen und welche verschiedene Stilrichtungen und ästhetische Fraktionen vertreten waren, ist in den Erinnerungen des Literaturprofessors Robert Faesi nachzulesen.²

Ab 1916 lasen im Klub öfters auch internationale Autoren: Rainer Maria Rilke, Frank Wedekind, Klabund, Stefan Zweig, Ludwig Rubiner, um nur die Bekanntesten zu nennen. Im Publikum sass Leonhard Frank und Gerhart Hauptmann.

Während des Sommerhalbjahres gab es höchstens drei Zusammenkünfte im Klublokal, dafür aber gemeinsame Besuche von Festspielen und thematische Ausflüge: auf den Spuren von Gottfried Keller in Glattfelden, eine Kahnfahrt von Eglisau zu den Ruinen bei Kaiserstuhl, eine Badenfahrt wie in den Zeiten von David Hess (1770–1843), ein Besuch bei Oberst Ulrich Wille in der Villa in Mariafeld bei Meilen, eine Exkursion in den Aargau mit Erläuterungen von Professor Adolf Frey über das Seetal und seine Dichter, eine Erinnerungsfeier für Johann Gaudenz von Salis-Seewis auf Schloss Marschlins oder, für einmal im Winter, die Einkehr bei Ernst Zahn im Bahnhofbuffet Göschenen mit anschliessender Schlittenfahrt ins Urserental. Die Ostschweiz wurde von Anfang an stark in die Expeditionen einbezogen: Es gab eine Fahrt an den Bodensee, einen literarischen Vortrag von Emil Ermatinger auf Schloss Kyburg, einen Spaziergang von Elgg nach Frauenfeld mit Zvieri bei den Huggenbergers und einer Lesung des Gastgebers.³ Im folgenden Jahr rezierte er beim Nachmittagsausflug auf Schloss Elgg ein paar neue Gedichte.⁴

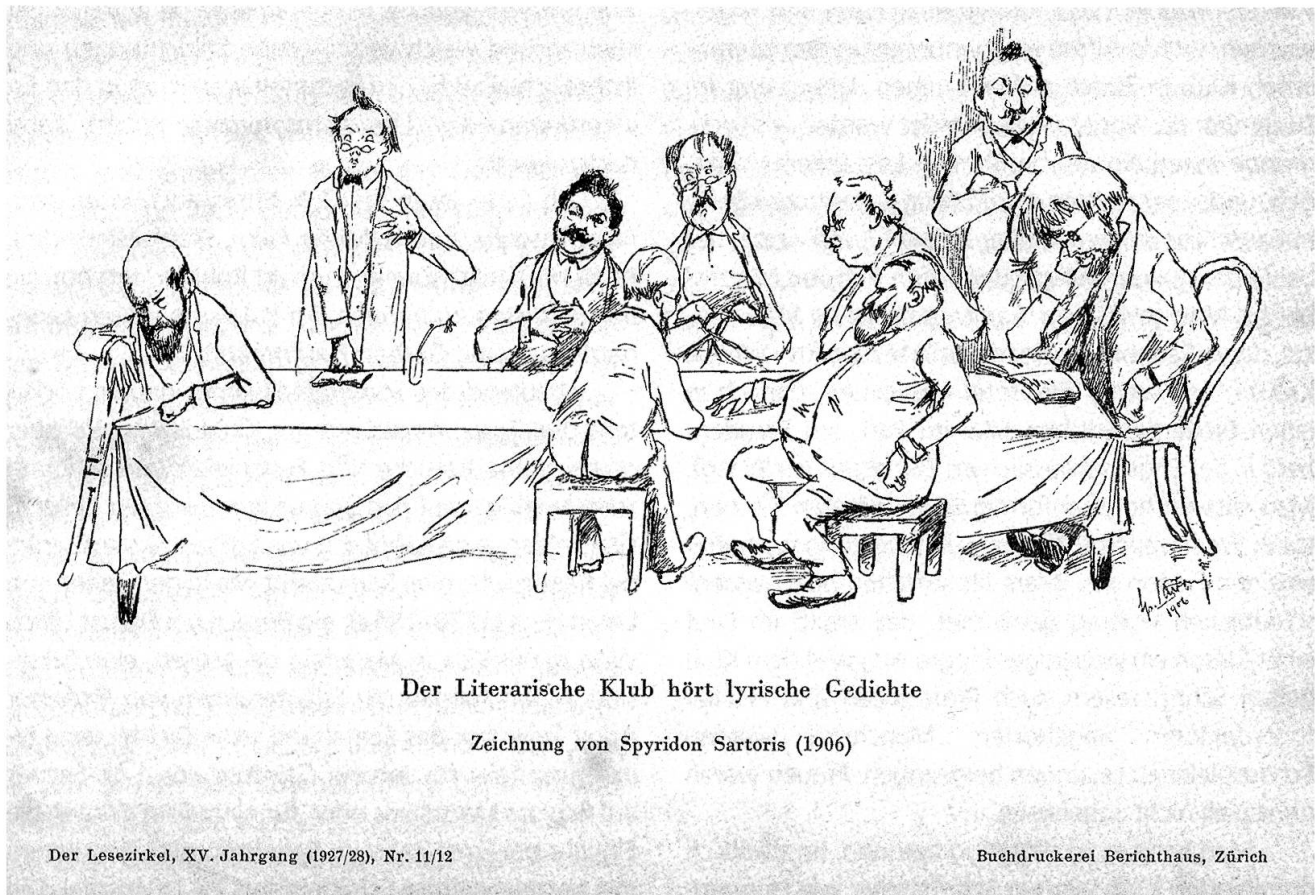
1 Bleuler-Waser, Lesezirkel, S. 96–104 und S. 191–195; Bodmer u. a., Literarischer Klub, sowie Ulrich, Lesezirkel Hottingen, S. 37–38.

2 Faesi, Erlebnisse, S. 130–153.

3 Am 22.10.1911.

4 KBTG Hu B 1234 in Sch 26: Neue Zürcher Zeitung (Marti) an A. H., 3.11. und 18.11.1912.

Abb. 31: Karikatur von Spyridon Sartoris: Der Literarische Klub hört lyrische Gedichte, 1906.



In den Klub eingeführt wurde Huggenberger vom gleichaltrigen Fritz Marti, der nach Heers Abgang in der «Neuen Zürcher Zeitung» für die Literatur zuständig war. Die beiden scheinen sich schon vorher recht gut gekannt zu haben, sie besuchten zusammen eine Theatervorstellung in Zürich, wahrscheinlich «Pension Schöller» auf der Pfauenbühne,⁵ und Marti hatte charmanterweise eine Ansichtskarte vom Leuenberger-Denkmal ausgewählt, als er nach Be Wangen schrieb: «Kommen Sie am 12. Dezember, wenn Hesse da ist. Ich erwarte Sie dann etwas vor sechs Uhr abends auf meinem Bureau», wohl wissend sicher, wie viel dem Adressaten an der Bekanntschaft mit dem deutschen Schriftsteller lag, der damals zu einer Lesung nach Zürich kam.⁶

Im Literarischen Klub bestritt Huggenberger insgesamt dreizehn abendfüllende Lesungen, die erste am 13. Februar 1904.⁷ Bald schon riskierte er, aus unveröffentlichten Texten vorzutragen, Kostproben zum Beispiel aus dem Lustspiel «Der Presi» in Zürcher Mundart (einem Dreiakter, der zeitweise «Der Eisenbahnpresi»⁸ hiess). Dieser Text soll zehn männliche und sieben weibliche Rollen enthalten haben, er war

5 KBTG Hu L Sch 64: Kassabuch, 28./29.11.1902.

6 KBTG Hu B 676 in Sch 14: Marti an A. H., 2.12.1903.

7 StAZH WI 30.40, 1–4: Einladungskarten.

8 KBTG Hu B 1191 in Sch 25: 22.12.1903; «Presi» ist der Zürcher Mundartausdruck für «Präsident».

Abb. 32: Einladungskarte für Alfred Huggenbergers zweite Lesung in Zürich.



als Neuerscheinung angekündigt,⁹ ist aber nie erschienen. Diese Lesung ist erwähnenswert als weiteres Indiz dafür, dass Huggenberger seine frühe Theaterarbeit nicht so minderwertig empfand, wie er es uns in seinen autobiografischen Skizzen glauben machen will.

Eine ausgesprochene Ehre bedeutete es, im Zyklus «Literatur und Kunst» vertreten zu sein, dem öffentlichen Vortragsprogramm des Lesezirkels mit jeweils vier bis höchstens acht Veranstaltungen pro Saison. Alfred Huggenberger las am 22. Dezember 1913 im Kleinen Tonhallensaal und wurde im neuen Periodikum «Der Lesezirkel» vorgestellt.¹⁰ Es war der Nachdruck eines Aufsatzes von Heinrich Moser aus der «Deutschen Rundschau», so schön aufgemacht, dass Huggenberger davon unbedingt «etwa 50–100 Exemplare» kaufen wollte.¹¹

Prestigereiche Auftrittsmöglichkeiten waren das eine, das andere die Kontakte. Auch wenn es sich Huggenberger nicht einrichten konnte, Samstag für Samstag nach Zürich zu fahren und nach den literarischen Abenden in der Stadt zu übernachten, gibt es in seinen Briefen doch Hinweise, dass er sich einige Besuche im Klub vorgenommen hatte und ein paar davon auch realisierte. Dann reiste er jeweils samstags schon am Mittag nach Zürich, um genügend Zeit

für Treffen mit Kollegen zu haben. Mit einigen unterhielt er auch brieflichen Kontakt.

Auf verschiedenste Art suchte Huggenberger sich im Klub nützlich zu machen. An den sogenannten Rechenmähli, dem traditionellen Essen der Klubmitglieder zum Jahresbeginn, unterhielt er die Tafelrunde mit launigen Versen. Er schrieb mit «Sängergrab» einen lyrischen Nachruf zur Trauerfeier für Josef Viktor Widmann, den Feuilletonchef des «Bund» in Bern.¹² Mit dem Gedicht «Fröhliche Fahrt» animierte er auf den Einladungskarten zum Ballfest «An der schönen blauen Donau» des Lesezirkels Hottingen. Er selbst blieb dem Anlass fern. «Erstens hatte ich weder Frack noch Kostüm und zweitens fürchtete ich die finanziellen Folgen. Am liebsten wäre ich unsichtbar einmal in den Räumen umherspaziert», entschuldigte er sich nachträglich bei Hans Bodmer, dem Geschäftsführer des Lesezirkels.¹³ Ein Frack wäre übrigens nicht nötig gewesen, auch keine kostspielige Garderobe, nur etwas Fantasie. In diesem konkreten Fall wurden die Gäste gebeten, eine Nacht lang das Leben «An der schönen blauen Donau» zu versinnbildlichen, den «langen Zug der Völkerschaften, die an dem Strom von der Quelle bis zum Meer sich angesiedelt haben», dazu passend gab es Musik und Spiele aus dem Schwarzwald, aus den Salons des Wiener Biedermeier ebenso wie «von Zigeunern und stolzen Magyaren, von Tschechen, Südslaven, Türken».¹⁴ Solche Kostümfeste gehörten zu den Spezialitäten des Lesezirkels und den jährlich wiederkehrenden Höhepunkten im Zürcher Gesellschaftsleben,

⁹ Die Volksbühne, 1903, S. 170.

¹⁰ Moser, Alfred Huggenberger, in: Der Lesezirkel, 1. Jg., S. 65–75. Erstabdruck in: Deutsche Rundschau, April 1913, S. 156–161.

¹¹ StAZH W I 30.16: A. H. an Bodmer, 20.12.1913.

¹² Abgedruckt auch in: A. H., Stille der Felder, S. 110.

¹³ StAZH W I 30.16: A. H. an Bodmer, 27.3.1909.

¹⁴ Sauter, Lesezirkel Hottingen, S. 15.

minutiös vorbereitet vom Stab der Experten im Festkomitee: Architekten, Kapellmeistern, Dekorateuren, Fotografen, Buchdruckern und Kaufleuten. Sie widmeten sich ausgesuchten Themen wie «Bilder aus dem schweizerischen Volksleben» (1896), «Orientfahrt» (1899), «Als der Grossvater die Grossmutter nahm» (1904), «Bauernkirchweih» (1907), «Die blaue Blume» (1910), «Frühlingsfest im alten Rom» (1912), «Patriotisches Kränzchen» (1916), «Amerikafahrt» (1918) und so weiter. Ob im Stadttheater, in der Tonhalle, im Grandhotel Dolder, im Baur au Lac oder unter freiem Himmel im Park, jedes Detail wurde bedacht, von Kulissen und Dekorationen der einzelnen Räume und Pavillons über die Musik, die Umzüge, die dramatischen Einlagen und die Tanzordnung bis zu den schön gemachten Begleitschriften. Für diese Publikationen, die dank professionell versierten Mitgliedern im Selbstverlag herausgegeben werden konnten, verfasste Huggenberger einige Beiträge, manchmal unter dem Pseudonym Alfredus Arator, für die antik angehauchte «Carmina Romana»¹⁵ zum Beispiel, das «Münchner Fest»¹⁶ oder die umfassende Anthologie über Schweizer Mundarten und Trachten, wo er explizit das «obere Weinland» vertrat.¹⁷ Zuweilen tat er dies unaufgefordert wie mit dem Wintergedicht für das «Engadiner-Fest».¹⁸

Zusammen mit «Frohe Fahrt», dem bereits erwähnten Gedicht zum Donau-Fest, schickte Huggenberger auch eine Beitrittserklärung, um künftig nicht mehr nur als ausserordentliches Mitglied dem Literarischen Klub anzugehören. Als Vollmitglied des Lesezirkels durfte er regelmässig eine selbst zusammengestellte Lesemappe beziehen, was ihm sehr gelegen kam, wie er Hans Bodmer mitteilte: «Es ist mir eine grosse Erleichterung, statt zwei literarische Zeitschriften kann ich mir nun ohne Mehrausgaben deren zehn zugänglich machen.»¹⁹

Huggenbergers Aktivitäten im Klub sollen nicht darüber hinwegtäuschen, dass er nie zum inneren

Kreis gehörte, schon gar nicht zu den zwölf Säulenheiligen, wie sie in einem Kalender auf das Jahr 1907 in Texten und Zeichnungen porträtiert sind.²⁰ Seinen Geburtsmonat, den Dezember, erhielt Arnold Ott, Arzt und Dichter in Luzern. Was keine Hintansetzung bedeutete: Wie allen langjährigen Klubmitgliedern wurde Alfred Huggenberger zu seinem 60. Geburtstag ein Aufsehen erregendes Spektakel ausgerichtet, mit Hunderten von Mitwirkenden, und zehn Jahre später wurde er Ehrenmitglied des Lesezirkels.

15 Alfredus Arator, Erfüllung sowie Erlebnis, in: Carmina Romana, S. 40 sowie S. 5–53.

16 A. H., Streiflichter, in: s'Handörgeli, S. 21–23.

17 A. H., De Früehlig uf em Land, in: Schwyzerländli, S. 14.

18 StAZH W I 30.25: A. H. an Bodmer, 1.3.1910.

19 StAZH W I 30.16: A. H. an Bodmer, 19.2.1909.

20 Siehe Blümner, Hottinger Heiligen-Kalender für 1907, hrsg. und verlegt vom Lesezirkel Hottingen, Zürich 1906.

12 Hausbrand und Wiederaufbau, Verluste und erste Prosaversuche

In der Nacht zum 3. Oktober 1904, einem Montag, brach bei den Huggenbergers ein Brand aus. Kurz nach zwölf, das Wohnhaus stand in Flammen, die Nachbarn versuchten zu helfen. Als erstes trieben sie das Vieh ins Freie und holten so viel wie möglich aus der Wohnung. Die Frauen kümmerten sich um die hochschwangere Bertha, sie wurde ins Schulhaus Schneit gebracht. In der Wohnung der Lehrerfamilie Morf kam am folgenden Vormittag die kleine Martha zur Welt, sechs Wochen vor dem Termin.

Auch überregionale Zeitungen nahmen den Brand zur Kenntnis und berichteten, dass die Feuerwehren aller umliegenden Dörfer im Einsatz gewesen seien, sich aber bald darauf beschränken mussten, das freistehende Ökonomiegebäude und die Nachbarhäuser vor den Flammen zu schützen. Allerorts war von Brandstiftung die Rede, Gerüchte machten die Runde. So meldete «der Landbote» am 5. Oktober, dass in Elgg am frühen Montagmorgen der mutmassliche Täter verhaftet worden sei. Dies wurde vom «Winterthurer Volksblatt» jedoch dementiert, ebenso die «Schauermär, man habe den Übeltäter in Bewangen ergriffen und ins Feuer werfen wollen».¹

Im amtlichen Brandbuch wurde festgehalten, das Feuer sei vermutlich böswillig «in einem am Schopf aufgespeicherten Reisighaufen» entzündet worden.² Die Staatsanwaltschaft ermittelte gegen einen Verdächtigen namens D. Z., einen Vaganten, «dem es aber passt hie und da auch zu arbeiten. In Betracht gezogen wurde er, weil er sich in der Zeit des Brandes in der Gegend von Bewangen herumgetrieben hatte; indessen gelang es ihm, sein Alibi wahrscheinlich zu machen und jedenfalls liegt nichts wieder denselben vor.»³ Andere Strafverfolgungen scheinen sich nicht aufgedrängt zu haben. Es blieb ein ungeklärter Fall. Wie so oft bei Verbrechen ohne identifizierten Täter bildeten sich bald verschiedene Mythen: ein Neider sei es gewesen, heisst es bis heute, und dies führt zu endlosen Spekulationen darüber, was solchen Neid erregt haben könnte.

Das Wohnhaus war bis auf die Grundmauern niedergebrannt, ebenso der angebaute Stall; das freistehende Ökonomiegebäude hatte nur wenig Schaden erlitten. So konnte der Betrieb notdürftig weitergeführt werden, von Gerlikon aus, wo Alfred Huggenberger mit Frau und Töchterchen im Haus seiner Schwester Emma ein Zimmer bezogen hatte. Mutter Margaretha und die achtzehnjährige Pauline waren bei den Fröhlichs in Bewangen untergebracht. Der Viehbestand war stark verkleinert worden, vierzehn Kühe und ein Zuchtstier wurden Mitte Oktober versteigert, zusammen mit einem verkauften Saugkalb ergab dies, wie im Kassabuch vermerkt, einen Erlös von 8464 Franken. Zwar war nur eine ihrer beiden Scheunen zerstört, doch die Huggenbergers brauchten offensichtlich Bargeld, weil die Schadenszahlungen sich hinzogen und dennoch der Wiederaufbau vorangetrieben wurde. Den ganzen Oktober waren mehrere Personen damit beschäftigt, den Schutt abzutragen und den Keller freizuschaufeln. Laut Kassenbuch erhielten sie Wochenlöhne von zwölf Franken, dies entsprach dem Honorar, das Huggenberger in der Regel von Zeitschriften für den Abdruck zweier Gedichte bekam.

Er selbst beschäftigte sich schon bald konkret mit dem Neubau. Am 7. November wurden die Profile ausgesteckt, «ein neues Wohnhaus mit Trottenanbau» war geplant, weitere landwirtschaftliche Nutzung im Neubau nicht mehr vorgesehen.⁴ Kein Vielzweckgebäude wie das alte Huggenberger-Haus sollte entstehen, dafür aber das freistehende Ökonomiegebäude noch einmal vergrössert werden.⁵

Inzwischen lag eine Schadensberechnung der Mobiliarversicherungsgesellschaft vor. Statt der

1 Winterthurer Volksblatt, 7.10.1904.

2 StAZH RR 77.3: Eintrag vom 8.12.1904.

3 KBTG Hu L Sch 61: 1, ohne Datum.

4 Winterthurer Volksblatt, 8.11.1904.

5 StAZH RR I 305b, Bewangen Nr. 1 und Nr. 2.

Abb. 33: Aufräumarbeiten nach dem Hausbrand im Oktober 1904 (Alfred Huggenberger rechts im Bild).



24 000 Franken wie in der Police vereinbart, bekamen die Huggenbergers nur 10 500 Franken. Dies ist nur zu einem Teil damit zu erklären, dass das Vieh – mit 6760 Franken ein gutes Viertel des versicherten Werts – hatte gerettet werden können. Die restliche Differenz läpperte sich aus verschiedenen Abzügen zusammen, die zum Teil von krasser Kleinlichkeit zeugen. So wurden für die Küchengeräte statt der versicherten 431 Franken bloss 411 Franken ausbezahlt, bei den Kleidern gab es eine Abschreibung von 369 Franken, und fast zynisch wirkt der Abzug von vierzig Franken wegen Holz und anderem Brennmaterial, das aus den Trümmern herausgezogen wurde.⁶ Da war es zumindest ein Trost, dass nach dem Brand viele aufmunternde Briefe und auf Weihnachten hin überdies einige Geschenke eintrafen. Eduard Bodmer

von der Kyburg schickte 100 Franken, kleinere Geldgaben trafen aus Schneit, Elgg und Sirnach ein, zwanzig Franken aus Winterthur von Rudolf Hunziker, dem Gymnasiallehrer und Herausgeber der Werke von Jeremias Gotthelf. Die Kollegen vom Literarischen Klub solidarisierten sich mit einem Beitrag von 300 Franken und zahlreichen Büchern, die als Grundstock für eine neue Bibliothek gedacht waren. Von Vater Schmid ist lediglich verbürgt, dass er im darauffolgenden Jahr zwei Unterbetten aus einer Frauenfelder Werkstatt schicken liess.⁷ Ob er, der reiche Müller, der Familie seiner einzigen Tochter Unter-

6 KBTG Hu L Sch 62/16.

7 KBTG Hu B Sch 43: Hans Schmid an Bertha Huggenberger, 6.12.1905.

Abb. 34: Das wiedererstellte Wohnhaus mit der Sommerau.



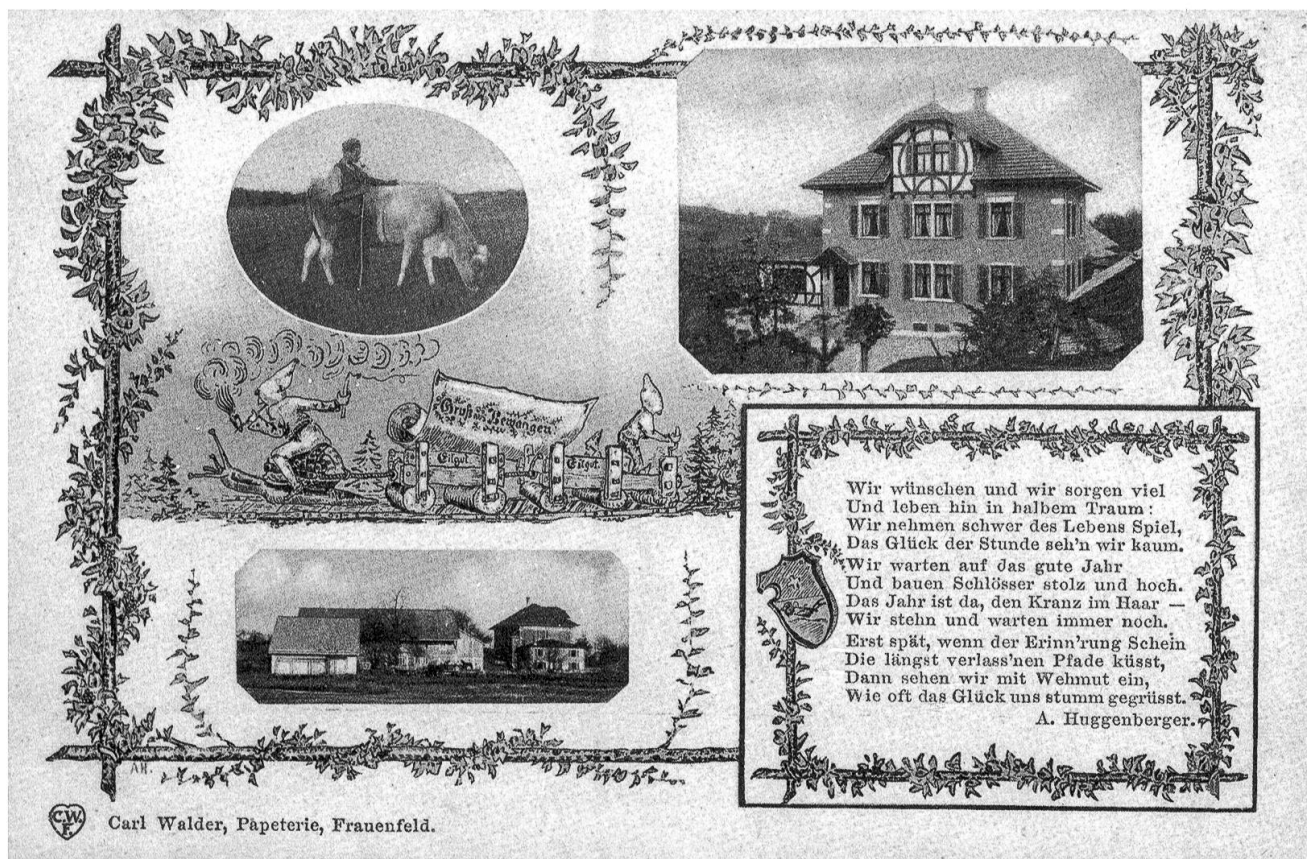
stützung gewährte, darf bezweifelt werden. Umso mehr als sich das Verhältnis auch nach der Geburt von Martha nicht verbessert hatte, wie Huggenberger in einem seiner Briefentwürfe notierte: «Zu ihm gehe ich nicht. Er hat von dem ‹Verslimachen› nie etwas wissen wollen. Meine Frau war tapfer genug, es gegen seinen Willen mit mir zu wagen, nun werden wir nicht zu ihm betteln gehen.»⁸ Nicht dass es zum Bruch gekommen wäre. Man hielt Distanz, beliess es bei kurzen Briefen, im Übrigen fuhr Bertha Huggenberger in den nächsten Jahren an Fasnacht zu Besuch in die Margenmühle, um ihrem Bruder die

geliebten Küchlein zu backen. Wäre er ein paar Jahre älter gewesen, hätte man ihn wahrscheinlich als Götti der kleinen Martha in Betracht gezogen. Jetzt war es Hermann Huggenberger, der die Patenrolle übernahm, zusammen mit Hedwig Vollenweider, einer Freundin von Bertha aus Weinfelden.

Mit der Auszahlung der Mobiliarversicherung im Dezember 1904 gab es etwas Luft, die laufenden

8 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Brunner, undatiert.

Abb. 35: Werbekarte für die neue Sommerau.



Baukosten zu begleichen und ein paar Möbel anzuschaffen. Es wurde nun damit begonnen, die Viehherde sukzessive wieder zu vergrössern, auch dies ist im Kassabuch festgehalten. Von der Gebäudeversicherung erhielten die Huggenbergers am 30. Januar nahezu den vollen Assekuranzwert für das abgebrannte Wohnhaus ausbezahlt sowie ein Supplement von 115 Franken, das ihnen drei Monate später für die Schäden am freistehenden Ökonomiegebäude zugesprochen wurde.⁹ Da sie das einstige Doppelhaus für 13 500 Franken versichert hatten, mussten sie sich, theoretisch jedenfalls, beim Wiederaufbau mit dieser Summe begnügen. So erklärt sich, warum dem Wohnhaus, kaum dass es fertig war, in einer zweiten Etappe einige ergänzende An- und Ausbauten verpasst wurden: eine Laube mit Abtritt, ein

Waschhaus, ein Schopf, so dass der neu erbaute Gebäudekomplex auf 22 500 Franken eingeschätzt wurde.¹⁰ Noch einmal etwas verteuert wurde das Bauprojekt schliesslich durch einen Wagenschuppen und die freistehende Trinkhalle.¹¹ Auch wenn man Versicherungswerte nie für bare Münze nehmen soll, zeigt sich doch die Grössenordnung der Investitionen, die von den Huggenbergers getätigt wurden für ihr neues Wohnhaus und die Sommerau, die am 28. Mai 1905 wiedereröffnet wurde.

Schwieriger einzuschätzen sind die Verluste, die Alfred Huggenberger als Schriftsteller erlitten hatte.

9 StAZH RR 77.3.

10 StAZH RR I 305b, Bewangen Nr. 2.

11 Ebd., Bewangen Nr. 25 und 26.

Abgesehen von der Bibliothek, die mit 140 Franken wohl unterversichert, aber doch vollständig ersetzbar war, ging es vor allem um emotionale Werte. «Alles ist mir in dieser Nacht verbrannt, was mich an die Jugendzeit erinnern konnte: Briefe, Manuskripte, auch die lieben Sachen, die meine Frau ins Haus gebracht»,¹² formuliert Huggenberger vielsagend und ist sicher nicht unschuldig daran, dass in der Sekundärliteratur, speziell in den Geburtstagsbeiträgen seiner Bewunderer betont wird, die Brandnacht habe ihm einen unermesslichen Schaden zugefügt und die schriftstellerische Entwicklung stark beeinträchtigt. «Wie manche ernste Stunde, wie viel unablässiges Mühen und wie viel beharrliche Arbeit sind da umsonst gewesen», heisst dies aus hagiografischer Sicht, «alles ist ihm durch das Unglück verloren gegangen [...], alles.»¹³ Noch ein Vierteljahrhundert nach dem Brand wird kolportiert, «alle seine Manuskripte, eine Menge kleiner Skizzen und Entwürfe, die Frucht vieljährigen Schaffens und Ringens sowie fast auch alle seine Zeichnungen aus jüngeren Jahren» seien den Flammen zum Opfer gefallen.¹⁴ 1937 schliesslich wird in einem weiteren Geburtstagsbeitrag versucht, die Brandschäden zu konkretisieren; angefangene und vollendete Gedichte, Erzählungen sowie das Epos «Hatheburg» seien es gewesen, resümiert Hans Kägi, selbst er, der sachliste der drei Biografen, zieht eine dramatische Bilanz: «Den schwersten, unersetzlichen Verlust erlitt Huggenberger dadurch, dass die Notizhefte mit den Beobachtungen, gleichsam dem Rohmaterial zu künftigen Werken, eingeäschert wurden.»¹⁵

Nicht dass wir jegliche Verluste bestreiten würden, doch sind die Schadensmeldungen stark zu relativieren, allein schon angesichts der zahlreichen Unterlagen, die aus den Jahren vor 1904 im Nachlass zu finden sind. Bemerkenswert ist überdies, dass Huggenberger bereits am 3. Februar 1905, also nur vier Monate nach dem Brand – und mitten in der Wiederaufbauphase! – dem Cotta-Verlag erneut Texte an-

bot. Er tat dies nicht mehr ganz so forsch wie zwölf Jahre zuvor im bereits zitierten Schreiben, aber auch diesmal mit geheimnisvollen Andeutungen (praktisch gleichlautende Briefe übrigens schrieb er später auch an die Deutsche Verlags-Anstalt nach Stuttgart und nach Berlin an Egon Fleischel und den S. Fischer-Verlag).¹⁶

Bewangen, 3. Februar 1905

An die tit. Direktion J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf., Stuttgart
Hochgeehrter Herr!

Ich nehme mir die Ehre Ihnen in den Beilagen einige Probearbeiten aus meiner Mappe vorzulegen. Falls Sie bei der Durchsicht derselben die Überzeugung gewinnen sollten, dass diese und ähnliche Sachen sich eventuell für Ihren hochgeschätzten Verlag eignen könnten, bin ich gerne bereit, Ihnen nachfolgende Manuskripte zu überweisen.

1. Meine Nachbarn und ich. Bilder und Geschichten aus dem Bauernleben, enthaltend: Ölers Rose, Der blinde Hannes, Drei Bauernhäuser, Die Hauss, Der Holzschuhmacher.

2. Hinterm Pfluge. Lieder im Volkston (ca. 60 Gedichte).

In der Folge könnte ich Ihnen dann auch einen Roman, «Das Bauernglück», der fast fertig vorliegt und eine epische Dichtung «Hugo, das Singerlein» übermachen. Für einmal [jedoch]

12 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum, Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 21.1.1908.

13 Maurer, Alfred Huggenberger, S. 24–25.

14 Hägni, Alfred Huggenberger, S. 29.

15 Kägi, Alfred Huggenberger, S. 32.

16 KBTG Hu B Sch 38, Mappe Verlage: A. H. an Egon Fleischel und Deutsche Verlags-Anstalt, Februar 1909. Antwort in: KBTG Hu B Sch 5: S. Fischer Verlag an A. H., 24.3.1906.

würde es sich in erster Linie um die Novellensammlung «Meine Nachbarn und ich» handeln. Bitte, wollen Sie mirs nicht als Unbescheidenheit anrechnen, wenn ich als junger Anfänger ohne Namen mich an einen ersten Verlag wende. Falls sich nicht eben ein solcher für meine Arbeiten interessieren kann, so ziehe ich es vor, dieselben vorläufig im Manuskriptfrieden schlummern zu lassen.

Sollten Sie den Probearbeiten keinen Geschmack abgewinnen können, so ist es nicht gerade nötig, dass Sie mir die Blätter zurücksenden. Aber für eine gütige Mitteilung wäre ich Ihnen herzlich dankbar.

Beziehungen habe ich in Deutschland bis jetzt keine, bin jedenfalls auch nicht bekannt. Einzig Karl Busse hat sich mehrmals in aufmunternden Briefen für mich interessiert. Auch habe ich von mir unbekannten Verlagen Übernahmeanträge erhalten, auf welche ich aber aus vorerwähnten Gründen bis jetzt nicht eingegangen bin.

Zum Schluss will ich meine Arbeiten, namentlich die Erzählung, noch recht Ihrer freundlichen Beachtung empfehlen und zeichne mit Hochachtung als Ihr ergebener A. Huggenberger¹⁷

Auf die frühe Prosa wird noch im Detail einzugehen sein, hier soll die Feststellung genügen, dass es sich bei der Sammlung «Meine Nachbarn und ich» vorwiegend um Texte handelt, die bereits in der «Neuen Zürcher Zeitung» und der «Schweiz» erschienen waren.¹⁸ Es waren gewissermassen Urfassungen von Erzählungen, die 1910 in Alfred Huggenbergers erstem Prosaband in überarbeiteter Form und zum Teil unter neuen Titeln erscheinen sollten.¹⁹ Eine kurze Passage namens «Drei Bauernhäuser» findet sich in einem der Notizhefte.²⁰ Der Titel wird auch in einem Brief an J. C. Heer erwähnt, allerdings als ein Romanprojekt, das «noch ein paar Jahre unterm Deckel schlummern» werde.²¹ «Die Hauss» schliesslich

hatte Huggenberger an Karl Busse nach Berlin geschickt;²² sie ist als Motiv in die Erzählung «Der Hofbauer» eingeflossen, als Beschreibung nämlich des Brauches, wie ein auswärtiger Bräutigam die jungen Männer im Dorf der Braut zu entschädigen hat.²³ Sechzig Gedichte hatte er zweifellos beisammen. Ein Bluff hingegen sind wahrscheinlich die erwähnten Übernahmeangebote, und sicher nicht wahrheitsgemäss ist der Satz von Huggenberger, er werde seine Texte vorderhand niemand anderem anbieten. Er hatte dies längst getan. Während einiger Zeit lag «Der Holzschuhmacher» mit weiteren kurzen Prosatexten beim Huber-Verlag, ehe aus Frauenfeld, zusammen mit dem Bedauern über das Brandunglück, die Antwort kam, für das laufende Programm sei es zu spät, er solle sich doch im nächsten Jahr wieder melden, «vielleicht wächst dann zu den bereitliegenden Erzählungen doch noch eine hinzu, was nicht ohne wäre, da uns ein Umfang von sieben bis acht Bogen für einen Novellenband doch etwas gar zu klein erscheint.»²⁴ Absender des Briefs war Arnold Huber, der ältere Sohn des Verlagsbesitzers und wie sein Vater ein strenger Lektor, der beste, den Huggenberger je hatte.

17 DLA, Cotta-Archiv, Briefe, 3.2.1905.

18 Ölers Rose, in: Neue Zürcher Zeitung, 1.–14.1.1902; Der blinde Hannes, in: ebd., 24.2.–1.3.1904; Der Holz-Schuhmacher, in: Die Schweiz, Heft 20, S. 457–464.

19 A. H., Von den kleinen Leuten, darin: Der Hofbauer [Ölers Rose], S. 55–124, Der Holz-Schuhmacher, S. 12–147, sowie Am Heidenweiher [Der blinde Hannes], S. 149–182.

20 KBTG Hu Sch 9: Heft 2, S. 17.

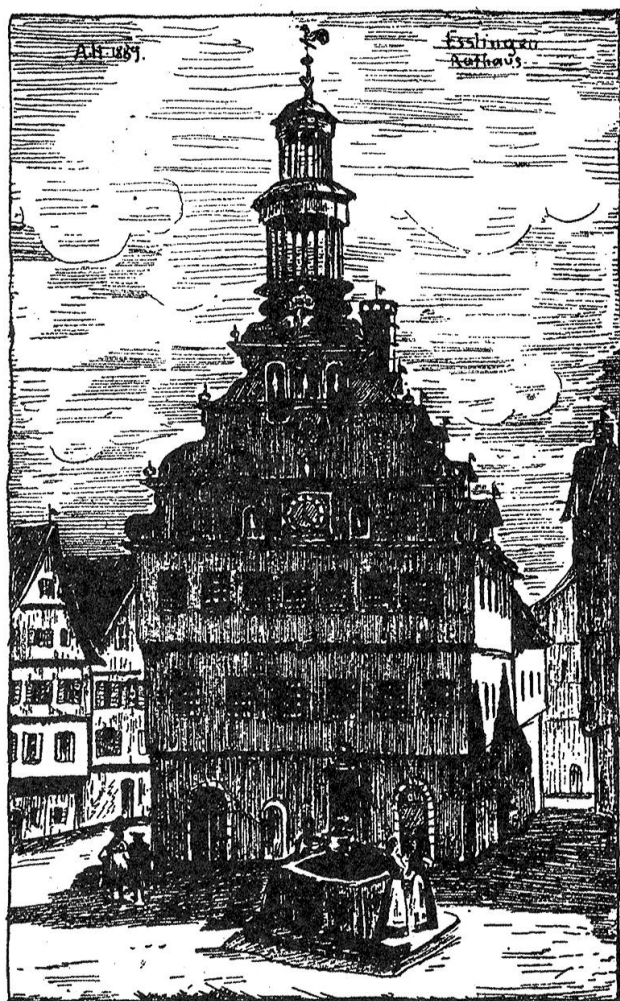
21 winbib, Studienbibliothek, Ms Sch 136/29, 27637: A. H. an Heer, 7.8.1902.

22 KBTG Hu M Sch 75/1: Vorsatzblatt. Siehe auch: Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz, NL Busse: Huggenberger, Alfred, 7.8.1902.

23 Der Hofbauer, in: A. H., Von den kleinen Leuten, S. 74, sowie S. 95–102.

24 STATG 8'405, 0/26: Verlag Huber (Arnold Huber) an A. H., 18.10.1904.

Abb. 36: Rathaus Esslingen, Federzeichnung von Alfred Huggenberger aus dem Jahr 1889.



Eine positive Antwort hingegen kam fast gleichzeitig von der Zürcher Sektion des Vereins für Verbreitung guter Schriften. Das war ein Verein, 1890 gegründet, der sich – wie der Name sagt – zum Ziel gesetzt hatte, das Lesebedürfnis breiter Volksschichten zu befriedigen, auf dass dieses nicht der Schundliteratur überlassen werde. Wie die Sektionen von Basel und Bern gaben die Zürcher jedes Jahr vier Hefte heraus, zu einem Preis von höchstens zwanzig Rappen. Gedruckt wurden die Zürcher Hefte von Jean Bollmann, die Auflage betrug «in der Regel 25 000 Exemplare».²⁵ Für die Textauswahl war eine

Kommission von sieben Mitgliedern zuständig; die meisten von ihnen kannte Huggenberger aus dem Literarischen Klub, als er im Herbst 1904 seine Prosatexte zur Begutachtung einreichte: die Schriftsteller Ernst Zahn und Meinrad Lienert, die Professoren Adolf Frey und Otto Haggenschmied, Primarlehrer Heinrich Moser, ein Pfarrer Koller sowie Redaktor Fritz Marti, der mit der weiteren Realisierung des Huggenberger-Projekts beauftragt wurde. Er entschied sich für dieselben zwei Texte, die er zuvor in seinem Feuilleton abgedruckt hatte, zwei hochdramatische Liebesgeschichten. «Der blinde Hannes» erzählt von der hasserfüllten Rivalität zweier Männer um eine Frau, die keine andere Möglichkeit mehr sieht, als sich das Leben zu nehmen. «Ölers Rose» handelt von einer unstandesgemässen Liebesbeziehung, die sich nur realisieren lässt, weil der Vater der Braut sich umbringt. Im November 1905 wurde das Büchlein vom Verein zur Verbreitung guter Schriften herausgebracht. Für ein breites Publikum gedacht, verkaufte es sich gut und war bald vergriffen. Heute dürfte es speziell diejenigen interessieren, die sich mit der Entstehungsgeschichte und den Vorstufen von Huggenbergers Erzählungen beschäftigen.

Und der angekündigte Roman «Das Bauernglück», der laut Brief an den Cotta-Verlag im Frühling 1905 fast fertig vorgelegen haben soll? Jener ominöse Roman, der seit 1900 in Huggenbergers Briefen unter verschiedenen Titeln immer wieder aufgetaucht ist? Und von dem es später hiess, er sei samt den Entwürfen im Hausbrand verloren gegangen? Es fällt schwer, letzteres zu glauben. Eher will es scheinen, als hätte Huggenberger dem Brand die Schuld dafür gegeben, dass er mit seinen Prosatexten nicht so rasch vorwärts kam, wie er sich das wünschte. Genauso wie zuweilen die schwere Landarbeit dafür erhalten musste, wenn der Schriftsteller Huggen-

25 ZB Zürich, Ms ZIII 262: Protokolle, S. 374.

berger sich Unmögliches vorgenommen und zu vieles zu rasch angekündigt hatte.

Nachzutragen schliesslich bleibt ein Wort über die verbrannten Zeichnungen, die in den Geburtstagsartikeln regelmässig wieder erwähnt werden. Von Huggenberger selbst gibt es dazu widersprüchliche Äusserungen. Was immer ihm an Holzschnitten in die Hände gekommen sei, habe er kopiert, meist Landschaftsbilder, auch an Porträts habe er sich versucht, alles Federzeichnungen, beschreibt er seine Arbeiten, um dann einen weiten Bogen zu ziehen: «Mein Traum war, Maler zu werden. Aber durch das viele Nacharbeiten litten meine Augen Not, ich musste aufhören. Nach und nach begann ich mich ins Unvermeidliche zu fügen, ich verbauerte.»²⁶ Im Brief an den Maler Gustav Gamper lässt er durchblicken, einzig aus finanziellen Gründen habe er auf seinen Traumberuf verzichten müssen. «Was wollte ich machen ohne Schule? In der Literatur kommt man noch eher ohne fremde Hilfe vorwärts.»²⁷

Die Behauptung, im Grunde wäre er lieber Maler geworden, ist nicht ganz ernst zu nehmen. Zumal Huggenberger, von seinen Vignetten abgesehen, nie den Versuch machte, seine Bücher selbst zu illustrieren. Auch verliert er merkwürdigerweise in den Jugenderinnerungen kein Wort über den einst angeblich so innigen Berufswunsch! Eines der wenigen erhaltenen Werke, «Rathaus von Esslingen» aus dem Jahr 1889, zeigt ihn als talentierten Zeichner, über seine künstlerische Begabung jedoch können aus den wenigen vorliegenden Proben keine Schlüsse gezogen werden.

26 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum, Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 21.1.1908.

27 KBTG Hu B 1307: A. H. an Gamper, 10.12.1910.

13 Endlich Erfolg: «Hinterm Pflug» und Vorstösse im Ausland

Ein paar Wochen vor seiner Hochzeit hatte Alfred Hugenberg eine kleine Sammlung von Gedichten im Huber-Verlag deponiert und sich daraufhin mehrmals persönlich in Frauenfeld nach dem Stand der Dinge erkundigt. Jacques Huber reagierte zurückhaltend auf das Projekt, er konnte namentlich den Landsknechtliedern nichts abgewinnen. Solche Butzenscheibenlyrik, wie er sie nannte, sei allzu sehr Rudolf Baumbach nachempfunden, nichts als eine Mode und längst ausser Kurs. Würde man jedoch all die fragwürdigen Texte ausscheiden, argumentierte er, bleibe so wenig übrig, dass nicht mehr von einem Bändchen, höchstens noch von einem Heftchen die Rede sein könne.¹

Diesmal tat Hugenberg wesentlich mehr, als an den beanstandeten Texten herumzupolieren. Er liess sich Zeit für neue Gedichte, belieferte damit weiterhin «Die Schweiz» und gelegentlich andere Zeitschriften. Manchmal schrieb er sehr direkt über sich und sein Leben, vom Hausbrand und den Folgen zum Beispiel, dem Umgang mit der Mähmaschine, ein Dankesgedicht an Bertha, von der Doppelexistenz als Bauer und Dichter. Gelegentlich liess er ein weibliches Ich über die Liebe berichten. In manchen Texten geht es um Träume, in andern um Lebenserfahrungen, ja, wenn etwas Gemeinsames über die Gedichte aus dieser Phase gesagt werden müsste: die Themenwahl ist ungezwungener, das Versmass luftiger geworden.

So dauerte es gut vier Jahre, bis Hugenberg sein Lyrik-Projekt in Frauenfeld erneut zur Sprache brachte und auf die positiven Signale hin eine grössere Sammlung einreichte. «Hinterm Pflug» nannte er sie, es waren gut 70 Texte, darunter nur fünf Landsknechtlieder und sieben Balladen, von denen bloss eine einzige noch im Mittelalter spielt. Er musste nicht lange auf eine Antwort warten. Es seien prächtige Gedichte darunter und er habe sich bereits einen Plan für die Ausstattung zurechtgelegt, schrieb Arnold Huber am 23. Oktober 1907 und bat Hugenberg, an einem der nächsten Tage vorbeizukommen, um die Abfolge der Gedichte festzulegen, damit der Band noch im

Herbst herausgebracht werden könne. Die Zusammenarbeit verlief reibungslos. Zwar hatte Vater Huber geraten, den Untertitel «Verse eines Bauern» wegzulassen, da er überflüssig sei. Doch weil er sich im Vorjahr aus dem Unternehmen zurückgezogen hatte, überliess er alle Entscheidungen seinen Söhnen.

Am 26. November konnte mit der Auslieferung begonnen werden. 550 Exemplare waren gedruckt worden, ebenso viele wie seinerzeit bei «Lieder und Balladen», jetzt aber gab es so viele Vorbestellungen, dass am 11. Dezember eine zweite Auflage von 500 Exemplaren nachgeschoben werden musste, obwohl der Gedichtband in den überregionalen Feuilletons noch nicht zur Kenntnis genommen worden war. Mitte Dezember dann, noch rechtzeitig auf Weihnachten hin, erschienen die Kritiken in den grösseren Zeitungen, zusammen mit Werkproben, wie dies für Lyrikbesprechungen üblich war. Bauern seien wie Könige, Krieger, Zigeuner und Seefahrer den Objekten der Poesie zuzurechnen, eröffnete der führende Literaturkritiker Josef Viktor Widmann seine Besprechung: «Vernimmt man, dass ein König, eine Königin, ein Bauer dichtet, so ist der erste Gedanke ein unbehaglicher, etwa so, wie wenn man die Anzeige liest, dass echte Rothäute im Zirkus reiten und kämpfen werden.»² An diesem Satz hatte Hugenberg zeitlebens zu kauen, als würde er partout nicht sehen wollen, dass die etwas flotte Einstiegsformulierung dazu diente, den Dichter aus Bewangen als eine Ausnahmeerscheinung zu würdigen. Ausdrücklich verweist Widmann auf ein gutes Dutzend ihm «besonders zusagende Gedichte»,³ und unmissver-

1 StATG 8'405, 0/20: Jacques Huber an A. H., 7.7.1903.

2 Der Bund, 16./17.12.1907.

3 Ebd.; genannt werden: Der Pflüger, Der Mähder, Hochzeit, Wenn der Flieder blüht, Verscherzte Stunde, Mädchenlied, Blaue Blumen, Jung Heinrich, Reiters Frühlingslied, Kirchturnlied, Mütterchen, Das Knechtlein, Herbststimmung, Jahreswende, Traum.

Abb. 37: Der Pflug als Pegasus, Zeichnung von Otto Marquard.



ständig ist das abschliessende Urteil: «Ich wüsste nicht gleich ein schweizerisches Gedichtbuch zu nennen, das so wie dieses jedermann Freude machen und Erquickung bringen kann, dem schlichsten Leser im Volk so zugänglich wie dem höher Gebildeten.»

Offenbar hatte «Hinterm Pflug» einen Nerv getroffen. Die Gedichte berührten. Weil hier nicht die Figur des Bauern symbolisch eingesetzt, vielmehr manches aus seinem Alltag fast beiläufig in Reimen der Leserschaft näher gebracht wird: Grasmähen in aller Herrgottsfrühe, die Freuden des Waldes, Arbeit im Wechsel der Jahreszeiten sowie im Lauf des Lebens, Zwiegespräche mit den Tieren, Verbundenheit über Generationen. Freilich gilt dies nur für die bes-

ten der Gedichte; als Ganzes ist die Sammlung von unterschiedlicher Intensität, wie in den Rezensionen zu Recht bemerkt wurde – freundlich von Widmann, differenziert von Fritz Marti in der «Neuen Zürcher Zeitung». Für ihn enthält der Band einige «Gedichte und Lieder, die blosser Anempfindung entsprungen sind und deshalb keine persönliche Physiognomie erkennen lassen. Sie stammen offenbar aus einer Zeit, da der Dichter noch unter dem Bann der Ritter- und Landsknechtromantik stand. Auch das Volkslied hat er bewusst nachgeahmt. Dabei wird man die Formgewandtheit bewundern, mit der der Dichter den Ton dieser verschiedenen Gattungen getroffen hat», schreibt Marti, um dann auf die besten von Huguenbergers Gedichten hinzuweisen, «die ei-

gentlichen Ausweise für die Echtheit seines Talenten.»⁴

Unverzüglich muss Huggenberger interveniert haben. Das zeigt eine Bleistiftnotiz, die er im Zug nach Steckborn verfasste.⁵ Ob er das Schreiben im selben Wortlaut überhaupt abgeschickt hat, ist nicht auszumachen, weil Fritz Marti den Brief nicht aufbewahrt hat, verwundert offenbar über Huggenbergers Reaktion. Da liege ein Missverständnis vor, antwortete er postwendend, seine Einwände seien ja ausdrücklich nur auf einen kleinen Teil der Sammlung bezogen. Jeder unbefangene Leser werde die Kritik auffassen, wie sie gemeint sei, «als eine sehr günstige. [...] Das wird sich auch zeigen im Erfolg des Bändchens.»⁶ Er sollte Recht behalten, drei Wochen später wurde die dritte Auflage vorbereitet, mit 1000 Exemplaren; Huggenberger aber wollte die Argumentation von Marti nicht gelten lassen, die Beziehung zwischen den beiden blieb auf Dauer verkrampt.

Eine auffallend hohe Empfindlichkeit auf Kritik, das Gefühl, nicht gebührend gewürdigt zu werden, dies erwies sich als Charaktereigenschaft von Huggenberger und hat sicher auch dazu beigetragen, dass er versuchte, den Gedichtband im deutschsprachigen Ausland mit einer regelrechten Kampagne zu lancieren. Hermann Hesse hatte ein paar Namen möglicher Rezensenten genannt, sich auch da und dort persönlich für «Hinterm Pflug» stark gemacht. Arnold Huber erklärte sich bereit, einen neuen Prospekt samt siebzig Begleitbriefen für zusätzliche Rezensionsexemplare zu drucken, Huggenberger verbrachte ganze Wochen damit, die Bücher an Schriftsteller, Literaten und Kritiker im deutschsprachigen Ausland zu verschicken. Im Begleitbrief erwähnte er die positiven Kritiken von Widmann und Victor Hardung, einem Schriftsteller aus St. Gallen, schrieb auch ein paar Sätze über sich selbst, seine Herkunft und die mangelhafte Schulbildung. Dabei prägte er die später sehr häufig verwendete Formu-

lierung vom «Autodidakt, der mit heißen Mühlen, oft mit blutenden Fingern sich selber aus der Erde gegraben hat».⁷ So steht es im Brief an den Schriftsteller Karl Ernst Knodt nach Bensheim im Odenwald. Zuvor hatte Huggenberger unter anderen Ludwig Thoma⁸ und Will Vesper⁹ in München beliefert und schickte weitere Sendungen an Ludwig Finckh nach Gaienhofen, an Franz Karl Ginzkey nach Wien,¹⁰ Hans Bethge nach Berlin,¹¹ Peter Rosegger in die Steiermark,¹² Gustav Falke nach Hamburg,¹³ Gustav Frenssen auf dessen Bauernhof in Schleswig-Holstein¹⁴ sowie Stefan Zweig nach Wien,¹⁵ um nur einige zu nennen. Es waren einflussreiche Personen, mit denen Huggenberger zum Teil in längerwährender Brieffreundschaft verbunden blieb. Fast nebenher startete er eine zusätzliche Aktion in der Schweiz, belieferte im März sämtliche landwirtschaftlichen Schulen mit

4 Neue Zürcher Zeitung, 15.12.1907. Als Favoriten werden genannt: Auf der Mähmaschine, Der alte Bauer, Zweierlei Bauern, Der Mähder, Der Pflüger, Weggefährten.

5 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Marti, 17.12.1907.

6 KBTG Hu B 1234 in Sch 26: Neue Zürcher Zeitung (Marti) an A. H., 18.12.1907.

7 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum, Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 12.1.1908.

8 Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München, LT B 90: A. H. an Thoma, 10.1.1908.

9 Laut KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Lang, sowie KBTG, NL Castell, Ca Sch 7/5, undatiert (Januar 1908).

10 Wienbibliothek, NL Ginzkey, HIN 167975: A. H. an Ginzkey, 12.1.1908.

11 KBTG Hu B Sch 38/1, Briefentwürfe: A. H. an Bethge, 12.1.1908.

12 Steiermärkische Landesbibliothek, NL Rosegger, Huggenberger: A. H. an Rosegger, 14.1.1908.

13 Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, N Fa, B: 47/2: A. H. an Falk, 1.2.1908.

14 Laut KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Frenssen, 1.2.1908, sowie Schleswig-Holsteinsche Landesbibliothek Cb 21.56, 969,20: A. H. an Frenssen, 13.2.1908.

15 KBTG Hu B Sch 38/1, Briefentwürfe: A. H. an Zweig, 1.2.1908.

Gratisexemplaren von «Hinterm Pflug»; die Adressliste bekam er von Ernst Laur, dem Direktor des inzwischen zehnjährigen Schweizerischen Bauernverbands, der ebenfalls mit einem Widmungsexemplar beschenkt worden war und sehr positiv reagiert hatte. Die beiden blieben während Jahrzehnten in freundschaftlichem Kontakt.

Die Vorstösse zeitigten Wirkung. Der Schriftsteller Ludwig Thoma, zusammen mit Hesse im Redaktionskollektiv der neuen Literaturzeitschrift «März», nahm «Hinterm Pflug» zum Anlass für einen kurzen Essay, mokierte sich über die empfindsamen städtischen Naturlyriker im Allgemeinen und lobte ihren Antipoden aus dem schweizerischen Bewangen im Besonderen. Über dessen Gedichte ist im Detail nichts zu erfahren, umso markigere Sätze fallen dafür über Alfred Huggenberger: «Ein gescheiter und feiner Mensch betrachtet mit offenen Augen die Welt und bringt sie in Zusammenhang mit seinem Schaffen, mit seinem Hoffen und seinem Erinnern. Die Form der Gedichte ist bewundernswert. Sie ist schlicht wie in Volksliedern. Und oft hatte ich beim Lesen das Gefühl, dies und das müsste am Dorfbrunnen gesungen werden, und wieder ein anderes müssten mir die Kinder lernen.»¹⁶ Der Text von Thoma wurde mit Verweis auf das Original im «Winterthurer Volksblatt» vom 10. April 1908 nachgedruckt. Huggenberger beschaffte sich zahlreiche Exemplare davon und brachte sie, so ist aus den zahlreichen Rückmeldungen zu schliessen, in Umlauf bei weiteren potentiellen Rezensenten und auch bei Schweizer Bekannten. Ein nicht ganz so starkes Aufsehen wie Ludwig Thoma fanden Karl Busse und Ludwig Finckh mit ihren Besprechungen in «Velhagen & Klasings Monatsheften» respektive den «Propyläen», renommierte Zeitschriften, die Huggenberger gut ins Spiel zu bringen verstand. Nicht zu unterschätzen sind die vielen weiteren Fürsprecher, die sein Buch weiterempfahlen, ja man kann sich wundern, wo überall in der Folge die Verse eines wenig bekannten Dichters aus der Schweiz besprochen

wurden, von der «Tagespost» in Graz über das «Neue Wiener Tagblatt», «Tagesbote aus Mähren», «Ostpreussische Zeitung», «Literarisches Echo», «Norddeutsche Allgemeine Zeitung», «Deutschnationales Echo», «Krefelder Zeitung», «Breslauer Zeitung», «Heidelberger Tageblatt», «Stadt-Anzeiger für Württemberg», «Neue Bayerische Landeszeitung» bis zur «Deutschen Zeitung in Moskau». Über vierzig Zeitungsausschnitte mit Rezensionen zu «Hinterm Pflug» sind im Nachlass versammelt, weit mehr als die Hälfte davon aus ausländischen Zeitungen.¹⁷ Erwähnenswert ist die ausführliche Rezension im «Kunstwart» wegen des expliziten Lobes für jene Art von Texten, die in der Schweiz nicht so gut angekommen waren. Huggenberger habe sich eine bewundernswerte Bildung zu eigen gemacht, «seine gelegentlich etwas altfränkischen, grösstenteils jedoch originell und schlagkräftig durchgeführten Balladen und Landsknechtlieder lassen das noch besser erkennen als die Bauernbekenntnisse und die echt sangbaren Lieder im Volkston.»¹⁸

Unsererseits sei auf ein merkwürdiges Detail im Gedicht «Der Mähder» hingewiesen, eines der meist gerühmten in der Sammlung: «Die Wipfel glühn in Morgenpracht./ Das Märchen lehnt am Stamm in Ruh/ und blickt erstaunt dem Mähder zu./ Der mäht durchs reife Gras sich Bahn.»¹⁹ Man möchte das «Märchen» für einen Druckfehler halten, es durch «Mädchen» ersetzen. Was allerdings ein Trugschluss wäre, wie den Vorabdrucken²⁰ und auch der «dritten durchgesehenen Auflage» zu entnehmen ist. Ein paar Jahre später wurde der Titel allerdings für ein ganz anderes Gedicht verwendet; «Der Mähder»²¹

16 Der März, 1908, S. 473–475.

17 KBTG Hu Z Sch 116/3.

18 W. Rath, Dichter und Bauer, in: Kunstwart XXV, 1908, S. 324–326.

19 A. H., Hinterm Pflug, S. 15.

20 Die Schweiz, 1905, S. 184, sowie Schweizerisches Familienwochenblatt, 22.10.1905, S. 129.

21 A. H., Stille der Felder, S. 13–15.

enthält nichts Irrationales und gehört zu Huggenbergers berühmtesten lyrischen Texten.

Nicht dass die zahlreichen Besprechungen in Deutschland und Österreich den Verkauf des Büchleins exponentiell in die Höhe getrieben hätten. Es waren vielmehr die Buchhandlungen in Zürich und Winterthur, die mit ihren Nachbestellungen den Verlag bewogen, Ende November in einer vierten Auflage nochmals 550 Exemplare herauszubringen. Wieder drängte Huggenberger zu Sonderanstrengungen, 5500 neue Prospekte wurden gedruckt, was Arnold Huber lakonisch als eine längerfristige Investition beurteilte.²² Auch dem Vorschlag, den Prospekt der Zeitschrift «Literarisches Echo» beizulegen, vermochte der Verleger wenig abzugewinnen und wollte vor allem einen zusätzlichen Versand von Belegexemplaren stoppen: «Wer sich weiter für Ihr Büchlein interessiert, soll's freundlichst kaufen; es ist ja so billig.»²³ Tatsächlich kostete ein broschiertes Exemplar zwei Franken; für drei Franken erhielt man das Bändchen in Leinen gebunden, mit Jugendstilornamenten und dezent gemustertem Vorsatzblatt aus festem Papier.

Was Alfred Huggenberger dem Verlag vermutlich nicht geschickt hatte, ist sein Bekenntnis zur offensiven Vermarktung. Er betrachtete die Buchwerbung als eine Existenzfrage, wie er in einem Briefentwurf an Arnold Huber argumentierte: «Mir ist immer, jetzt stehe mein Büchlein vor der Alternative: entweder muss es unbescheiden sein und sich ein Plätzchen an der Sonne erzwingen oder es wird sich mit einer kleinen stillen Gemeinde zufrieden geben und nach und nach von der Bildfläche verschwinden. Die gute Aufnahme, die die Verse bis jetzt gefunden, legt es nahe, noch an weiteren Erfolg zu glauben, jedoch glaube ich, dass solche nur durch Propaganda herbeigeführt werden kann.»²⁴

22 StATG 8'405, 2/* (Druckkosten, Bd. 3), S. 64.

23 KBTG Hu B 438, Huber Verlag: Arnold Huber an A. H., 28.12.1908.

24 KBTG Hu B 1308, Briefentwürfe: A. H. an Arnold Huber, 8.12.1908.

14 «Vertausche mein Heimet gegen ein kleineres»

Im Frühling 1908 ging eine Ehrengabe der jungen Schweizerischen Schillerstiftung an Alfred Huggenberger, weil er «als Landmann den Acker bestellt und daneben mit einem Büchlein frischer Lieder ›Hinterm Pflug‹ einen ungewöhnlichen Erfolg hatte, nachdem ihm in einer schlimmen Nacht die ganze Hofstatt mit Hab und Gut und allen Büchern und Manuskripten niedergebrannt war».¹ Mit 2000 Franken war es der höchste von fünf Beiträgen und entsprach muster­gültig dem doppelten Zweck der Vergabungen, die schwerpunktartig erfolgen und als Auszeichnungen verstanden werden sollten, vorausgesetzt allerdings, dass «mit dem literarischen Verdienst ein ökonomisches Bedürfnis zusammenfällt».² Es war der Beginn einer Förderpraxis, die zunehmend auf Ermöglichung professionellen Schaffens der Schriftstellerinnen und Schriftsteller ausgerichtet wurde.

Es waren vermutlich mehrere Personen, die Huggenberger ermunterten, sich für einen Beitrag zu bewerben. Sicher gehörte zu ihnen Hans Bodmer, der nebst der Geschäftsführung des Lesezirkels Hottlingen das Präsidium der Schillerstiftung innehatte. In einem vertraulichen Brief nach Bewangen forderte er Huggenberger dazu auf, ein Gesuch zu stellen, und gab ihm den Tipp, es müsse «der Nachweis erbracht werden, dass die bedrängte Lage, in die Sie vor einigen Jahren durch das Brandunglück gerieten, heute noch anhält und Sie an der freien Entfaltung Ihrer dichterischen Kräfte hindert».³ Ausserdem liess er durchblicken, dass mit dem Zuspruch von Feuilletonredaktor Widmann zu rechnen sei und lobte sodann sowohl «Hinterm Pflug» wie dessen Besprechung von Ludwig Thoma.

Eine glaubwürdige Erklärung kann Huggenberger nicht schwer gefallen sein. Für die Bauten nach dem Brand hatte er einen Kredit von 26 500 Franken aufgenommen. Dadurch erhöhten sich die Hypothekarschulden auf 67 500 Franken. «Diese Last kann das Gut schon tragen, wenn es richtig bewirtschaftet wird. Aber dass hiezu eine halbe Kraft nicht ausrei-

chen kann, ist leicht begreiflich»,⁴ hatte er sich vorge­rechnet im Entwurf eines Briefs an Alfred Brunner, den Ersten Zürcher Staatsanwalt. Die beiden kannten sich aus dem Literarischen Klub. Brunner gehörte zu den Gründungsmitgliedern, war ein erklärter Freund der Dichter, und anerbote sich, für Huggenberger das Gesuch an die Schillerstiftung zu verfassen, wobei er sich auf dessen Angaben stützte:⁵ dass es neben der Bewirtschaftung von mittlerweile 70 Jucharten sommers zwar möglich sei, hin und wieder ein Gedicht zu schreiben oder einen Schwank zu fabrizieren und während der Wintermonate auch eine Erzählung zustande zu bringen, dass aber für ein grösseres literarisches Projekt wie der Roman es sei, nie genug Musse bleiben würde. So fiel das Resümee von Huggenberger deutlich aus: «Meine Verhältnisse, so wie sie jetzt liegen, stellen mich vor die Alternative: Entweder Bauer oder Poet. Der Bauer hat nun den Versemacher 20 Jahre lang ernährt. Länger kann ers nicht mehr tun. Wenn mir nicht von irgend welcher Seite ein wenig geholfen wird, so muss ich vorläufig die Feder beiseite legen, um desto nachdrücklicher mit dem Spaten schaffen zu können.»⁶

Es war allerdings nicht die blossе Aussicht auf einen Beitrag der Schillerstiftung, was Huggenberger zu solch radikalen Einschätzungen verleitete. Aufgewühlt vom Erfolg seiner Gedichte hatte er schon vor Bodmers Offerte damit begonnen, sich Gedanken über seine gegenwärtige Lage und eine mögliche Zukunft als Schriftsteller zu machen. Aus keiner andern Lebensphase sind so viele Reflexionen und Selbstvergewisserungen zu finden, merkwürdiger-

1 Bericht über die Schillerstiftung, S. 28.

2 Ebd., S. 32.

3 KBTG Hu B Sch 3: Bodmer an A. H., 7.3.1908.

4 KBTG Hu Sch 38/1, Briefentwürfe: A. H. an Brunner, undatiert.

5 StadtA Zürich, VII, 176: 11,1, 17.3.1908.

6 KBTG Hu Sch 38/1, Briefentwürfe: A. H. an Brunner, undatiert.

Abb. 38: So inserierte Alfred Huggenberger im Frühling 1908 in überregionalen Zeitungen, vor allem in der Innerschweiz und im Kanton Bern.

Großes Bauerngut

in der Ostschweiz zu verkaufen
 per sofort oder mit Antritt
 auf Mai. Neue besteinrichtungen
 Gebäulichkeiten, zu 39,000 Fr.
 brandversichert, mit gütlicher
 Wirtschaft. Circa 70 Zucharten
 Land, eben, fast alles ums Haus gelegen, mit schönem
 Obstwuchs. Circa 4 Zucharten schlagbare Waldung.
 Viehstand: 32 Stück Großvieh und 3 Pferde. Wasser-
 versorgung und Gülleausläufe. [9101]

Das Gut wird mit oder ohne Fahrhabe verkauft.
 Kaufpreis ohne Wald und Fahrhabe 68,000 Fr. Reflek-
 tanten wollen sich zwecks Besichtigung an den Eigentümer
 wenden.

Adresse bei der Expedition dieses Blattes.

weise vor allem in Briefen an seine neuen Bekannten im Ausland. «Aus meinem Kreis heraus trete ich nie. Bauer ist Bauer. Nur dies Gut wird mir zu gross, es frisst mir alle, aber auch alle Zeit weg. Mein Ideal ist ein Häuschen und drei, vier Äcker, damit ich, wenn's mir einfällt, an die Sonne kann. Aber zum Journalismus gehen – puh! Das machte mich «tumb und tod». Das wäre wie wenn ich zu Ihnen sagte: Kommen Sie morgen mein Vieh putzen», schrieb Huggenberger dem jungen Willy Lang, einem Kreuzlinger, der in München studierte (und später unter dem Pseudonym Alexander Castell erotische Romane verfasste).⁷

Was sich da eher salopp anhört, äusserte Huggenberger auch gegenüber dem bestandenen Franz Karl Ginzkey, einem Beamten, der als Kartograf im militärgeografischen Institut in Wien arbeitete und nebenher einen Gedichtband veröffentlicht hatte und damit die Doppelbelastungen aus Erfahrung kannte. «Ja, der Frühling! Wie wollte ich mich auf den März und den Mai freuen, wenn der Frühling nur nicht so viel schwere Arbeit brächte. Ich habe die letzten Jahre vom April bis Ende Dezember gar nichts, aber auch gar nichts schreiben können. Da geht's

traurig langsam vorwärts», schrieb ihm Huggenberger am 24. Februar 1908. «Ich möchte die Last, die auf meinem Rücken liegt, einmal für zwei Jahre ablegen, oder auch nur für einen einzigen Sommer! Und mir ein Stücklein Welt ansehen!» Auf Dauer jedenfalls könne das so nicht weitergehen, auch seiner Frau Bertha werde das alles zu viel, sie reibe sich richtig auf, um ihm zu helfen. Was allerdings nicht heisse, dass eine Existenz ausserhalb der Landwirtschaft eine Option sein könne, nein, «ein Verpflanzen würde mein Lebensbaum nicht mehr ertragen. Früher hatte ich solche Träume, aber es ist gut, dass sie nicht wahr geworden sind. Mein Ideal wäre: ein Häuschen und ein Acker, darauf ich meinen Kohl pflanzen könnte. Dabei jeden Tag zwei drei Stunden für ferne Freunde und für mein Lebenswerk.»⁸

Plötzlich muss dann alles sehr schnell gegangen sein. Am 31. März erteilte Huggenberger der Agentur Krebser in Winterthur den Auftrag, sich nach einem Käufer für sein Gut umzusehen, ohne sich jedoch voll auf ihre Dienste zu verlassen. Die gleiche Anfrage erging an die Gebrüder Vogt in Winterthur. Zudem war schon ein paar Tage zuvor ein Eigeninserat in sechs Schweizer Zeitungen erschienen, gestaffelt in der «Neuen Zürcher Zeitung», im «St. Galler Stadt-Anzeiger», im «Luzerner Tagblatt», in der «Berner Volkszeitung», in den «Emmenthaler Nachrichten» und in der «Volkszeitung Herzogenbuchsee». Vermutlich gab es noch weitere Annoncen. Dass so viele Inserate im Kanton Bern publiziert wurden, ist einer lange anhaltenden Entwicklung zuzuschreiben. Als Grenzort zum Kanton Thurgau profitierte Bewangen vom Trend, dass verlassene Güter im Nachbarkanton seit Jahrzehnten vornehmlich von Bernern gekauft wurden.⁹

7 KBTG, NL Castell, Ca Sch 7/5, undatiert (Januar 1908).

8 Wienbibliothek, NL Ginzkey, HIN 167972: A. H. an Ginzkey, 24.2.1908.

9 150 Jahre Thurgauischer Landwirtschaftlicher Kantonalverband, S. 81.



Mit 68 000 Franken war der Preis nach oben verhandelbar, sehr stark sogar, denn «ohne Fahrhabe» will heissen, dass weder das Vieh – 24 Kühe, acht Rinder und die drei Pferde – noch die Vorräte, Maschinen, Geräte und das Inventar des Restaurants inbegriffen waren. Ausserdem signalisiert das Inserat einen nicht unbeträchtlichen Wert der Wälder.

In den nächsten Wochen gingen ein paar Offer-ten ein. Kein Interessent wirkte so entschlossen wie der 32-jährige Eduard Batschelet aus Nidau bei Biel – ein Berner also! –, der zusammen mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Ernst ein Gut in der Ostschweiz kaufen wollte. Am 21. April kam er zur Besichtigung nach Bewangen, anderntags telegraphierte Ernst Bat-

schelet aus Nidau, dass auch er mit allen Bedingungen einverstanden und somit bereit sei, die Fahrhabe zu übernehmen. Beide drängten auf einen raschen Umzug, weil sie den eigenen Hof auf den 1. Mai ihrem Nachfolger abtreten mussten.

Die Überschreibung wurde in den Details von der Winterthurer Firma Vogt abgewickelt. Sie kassierte 115 000 Franken von den Batschelets,¹⁰ nachdem sie mit Huggenberger einen Kaufpreis von 102 000 Franken vereinbart hatte. Ihm blieben nach Tilgung der beiden Hypotheken rund 60 000 Franken, die ihm am 19. Mai auf dem Notariat Elgg bar ausbezahlt wurden.¹¹ Mit diesem Geld hatte er zudem den Baukredit von 23 000 Franken zu begleichen.

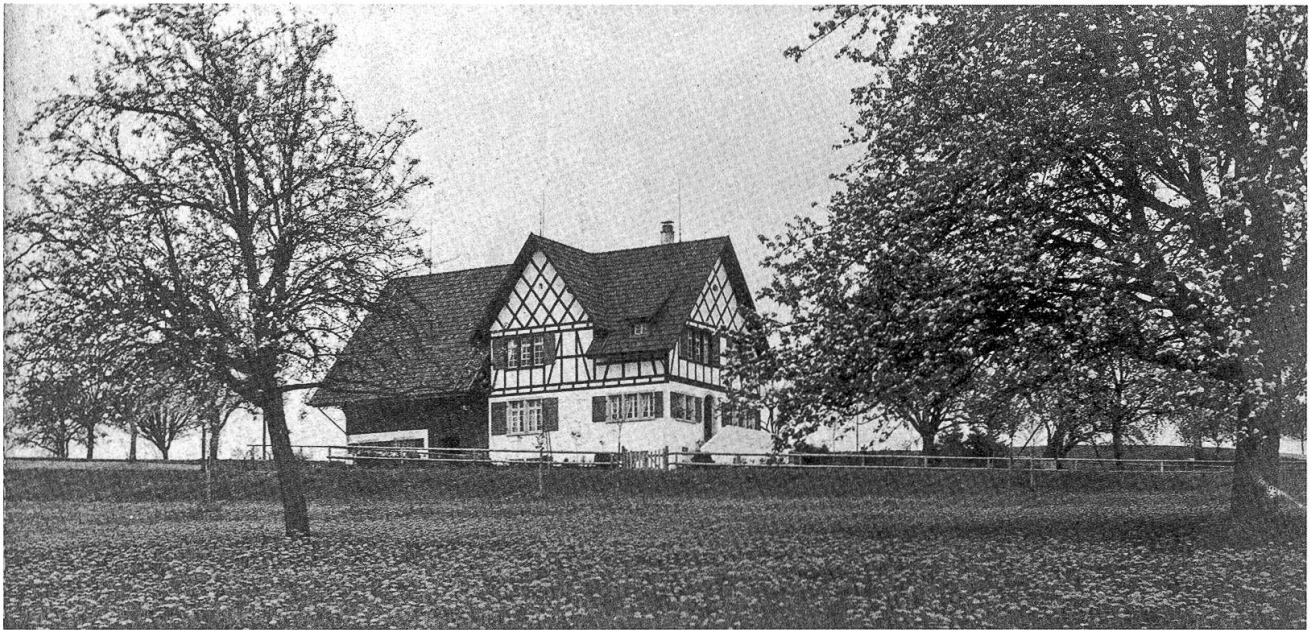
Seit dem 1. Mai lebte Alfred Huggenberger mit Frau und Tochter in einer Dreizimmerwohnung in Oberkirch bei Frauenfeld. Um die anderen ihm anvertrauten Familienmitglieder brauchte er sich nicht zu sorgen. Pauline war volljährig und seit gut einem Jahr mit dem Bauern Ernst Greuter in Gündlikon verheiratet. Mutter Margaretha war vorübergehend zu ihr gezogen. So war es für Alfred Huggenberger das erste Mal, dass er in einer Kleinfamilie lebte. Unge-wohnt intim hört sich an, was er nach einem zehntägigen Besuch bei Karl Ernst Knodt im Odenwald über seine Rückkehr berichtet: «Als mich das Martheli auf der Strasse kommen sah, rannte es ins Haus hinein und rief: «Mutter, Mutter! 's Dadali!» Das gab ein Wiedersehen, wir meinten, ein ganzes Jahr getrennt gewesen zu sein. [...] Am Morgen, als ich mich anzog, sagte es «Aber gäll, Mutter, 's Dadali darf nūme furt!»¹² Im nächsten Brief sandte er der Familie Knodt ein Foto seiner fast vierjährigen Tochter.

10 KBTG Hu Sch 34: 28.4.1908.

11 Grundbuchamt Elgg, Grundprotokolle Bertschikon, Bd. 21, S. 140 ff.

12 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum, Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 5.6.1908.

Abb. 40: Nach Plänen von Alfred Huggenberger erbaut, konnte das neue Heimet in Gerlikon im Juni 1909 bezogen werden.



Darüber dass es ihm nicht leicht gefallen sein dürfte, mit einer Tradition zu brechen und den Hof zu verkaufen, hat Huggenberger, von vereinzelt Gedichten abgesehen, sich ausgeschwiegen. Nur im Entwurf eines Briefs an den Historiker und Schriftsteller Eduard Heyck im thurgauischen Ermatingen bekennt er, dass der Verkauf des väterlichen Hofes wohl dem heissen Drang nach künstlerischer Betätigung zuzuschreiben sei, doch: «Ich hätte es kaum je gekonnt, wenn das alte, heimelige Haus noch stünde, das ein Raub des Feuers geworden.»¹³ Ob er den Brief tatsächlich ins Reine geschrieben und abgeschickt hat – vielleicht gar mit weiteren Bekenntnissen –, konnte leider nicht überprüft werden, weil Heycks Nachlass unauffindbar blieb. Ebenfalls ins Spekulative führen müsste die Frage, was wohl geschehen wäre, wenn die Huggenbergers einen Sohn gehabt hätten. Martha blieb ihr einziges Kind.

Im selben Entwurf des Briefs an Heyck notierte Huggenberger, er habe inzwischen rund dreissig Anwesen in der Umgebung besichtigt und noch nichts Befriedigendes gefunden. Das Passende indessen

fand sich wie von selber, als er im Sommer der Familie seiner Schwester Emma in Gerlikon beim Heuen half. Das Dörfchen liegt auf einer Art Terrasse – Huggenberger bezeichnet selbige in seinen Büchern gern als Lehen –, einem ebenen Landstrich am Hang. Man sieht von dort den Säntis, bei sehr gutem Wetter auch ein Stück der Glarner Alpen und sogar ein paar der Bergspitzen im Bündnerland. Nur eine knappe halbe Stunde ist es zu Fuss an den alten Wirkungsort, ja von der flachen Kuppe bei Bewangen sieht man sonnenhalb am Hang ein paar Häuser am Rand von Gerlikon.

Neben dem Anwesen des Schwagers, in der unteren Breite, war Land zu erwerben. Alfred Huggenberger kaufte am 9. Oktober 1908 für 6000 Franken drei Grundstücke von insgesamt vier Jucharten, das sind knapp anderthalb Hektaren. Gleichzeitig begann er zusammen mit Baumeister Baumann aus Aadorf die Gebäude zu entwerfen, in zwei nicht

13 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Heyck, undatiert, ca. 1910.

Abb. 41: Margaretha Huggenberger, undatiert.



Abb. 42: Briefpapier von Adele Debrunner, mit dem Bild der Villa Rosengarten.



sehr unterschiedlichen Varianten, wie die Zeichnungen im Nachlass zeigen.¹⁴ Geplant waren bemerkenswert grosse und hohe Räume, im Parterre eine Wohnstube, eine Nebenstube und eine Küche von je rund zwanzig Quadratmetern; auf dem Alternativplan sind die drei Räume im Erdgeschoss etwas kleiner zugunsten einer zusätzlichen Kammer. Im Obergeschoss waren drei Zimmer vorgesehen. Neben dem Haus sollte ein Tenn von 35,5 Quadratmetern, ein 30 Quadratmeter grosser Stall und eine Mansarde von 23 Quadratmetern gebaut werden. Zur Diskussion standen ausserdem ein hausinterner Abtritt, eine Waschküche und ein separater Schweinestall.

Anfang 1909 konnte Huggenberger sich ein Stück Wald in der Watt überschreiben lassen, er hielt weiterhin Ausschau nach geeigneten Landstücken. «Einiges kaufe ich noch zu, immerhin nicht mehr, als

was ich und meine Frau allein bewirtschaften können», schrieb er an Ginzkey nach Wien.¹⁵ Er sei seit längerem mehr Baumeister und Gärtner als Dichter und Mensch, entschuldigte er im Mai sein langes Schweigen in einem Brief an Knodt und konnte ihm zwei Wochen später berichten: «Nun sind wir glücklich ins neue Heim übergesiedelt, die Heuernte ist jetzt im Gang und wir haben nicht viel Zeit für Betrachtungen. Aber es ist schön in den eigenen vier Wänden. Die Taufe des Höfleins hat noch nicht stattgefunden, aber ich glaube, es muss «Eigenhof» heissen.»¹⁶

14 KBTG Hu Sch 139.

15 Wienbibliothek, NL Ginzkey, HIN 167973: A. H. an Ginzkey, 27.3.1909.

16 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum, Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 15.6.1909.

Abb. 43: Adele und Alfred Debrunner mit ihren beiden Söhnen in ihrem Garten.



Das Höflein, wie Huggenberger es meist nannte, hatte einen Assekuranzwert von 17 000 Franken.

Prosaisch, die Erinnerung von Bertha Huggenberger: «Nun begannen wir unser Leben als Kleinbauernfamilie aufzubauen mit dem Nebenberuf – oder war's der Hauptberuf? – des freien Schriftstellers. In Bewangen holten wir von unserm Nachfolger unsere erste Kuh, die Lisi. Ein Rind und ein Kälblein teilten mit ihr das Futter.»¹⁷

Es muss ein gastliches Haus gewesen sein, nach dem Inventar im Vertrag mit der Mobiliarversicherung zu schliessen, sieben Betten und ebenso viele Tische sind aufgelistet, Landwirtschaftsmaschinen hingegen keine verzeichnet.¹⁸ Ein paar Jahre später schafften die Huggenbergers ein paar Schweine, Zie-

gen und Hühner an und erleichterten sich die Arbeit mit einem Heuwender.¹⁹

Auch Mutter Margaretha wohnte inzwischen in Gerlikon, vermutlich im Haus ihrer Tochter Emma, wo sie am 19. April 1911 gestorben ist.

Als Kleinbauer war Huggenberger nicht mehr für den Milchtransport verantwortlich. Dadurch verlor er Winterthur etwas aus den Augen. Seine politischen Ämter hatte er ebenfalls abgegeben, weil er jetzt im Kanton Thurgau wohnte. Allein schon aus geografischen Gründen wurde Frauenfeld zu einem

17 KBTG Hu Sch 128: Blindband, Eintrag 1953.

18 KBTG Hu Sch 60/1: Mobiliarvertrag 1909.

19 Ebd.: Mobiliarvertrag 1917.

wichtigen Bezugspunkt, es war der nächstgelegene Ort mit einem Bahnhof. Die Stadt war ihm ohnehin vertraut, seit er als Jugendlicher die dortige Bibliothek und später auch verschiedene Wirtschaften entdeckt hatte. Zudem hatte er hier seinen Verlag und langjährige Bekannte: Sekundarlehrer Schweizer hatte sich für Aufführungen seiner Historienstücke in Frauenfeld eingesetzt, Gymnasiallehrer Karl Matter die Gedichtbände in der «Thurgauer Zeitung» besprochen. Eine besondere Dankbarkeit verband ihn seit langem mit Alfred Debrunner, einem Arzt, der sich in der Freizeit mit Literatur beschäftigte und Aquarelle malte. Als Intellektueller hatte er den «Kunstwart» abonniert und die ausgelesenen Exemplare jeweils dem jungen Bibliotheksbesucher aus Bewangen geschenkt. Jetzt wurden Alfred und Bertha Huggenberger – manchmal auch die kleine Martha – zu den Abendgesellschaften in die Villa Rosengarten eingeladen.²⁰

Gastgeberin Adele Debrunner liebte es, künstlerisch tätige Leute um sich zu haben und sie untereinander bekannt zu machen. Durch sie lernte Huggenberger den Maler Ernst Kreidolf kennen.²¹ Erstaunlicherweise kam es laut Gästebucheintrag am 13. Januar 1909 im Rosengarten zu einem Treffen des vollzähligen Clubs der Waagrechten, einer trinkfreudigen Künstlerclique, die früher oft in der Sommerau verkehrt und Huggenberger auf Geheiss von Hermann Rau als Mitglied aufgenommen hatte. Seither sah man sich regelmässig in Feldbach, Zürich, Engstringen und Erlenbach, den zeitweiligen Wirkungsstätten einzelner Waagrechter, zu deren hartem Kern, neben Huggenberger und Rau, der Bildhauer Hermann Baldin, der Zeichner Hermann Hintermeister, die Brüder Johann und Emil Weber sowie der Dichter Liederbrand gehörten.

Es kam Alfred Huggenberger offensichtlich zugute, dass sich sein Schreiben nicht mehr vollständig den Rhythmen der Landarbeit unterzuordnen hatte. Kurz vor dem Umzug nach Gerlikon schickte er mit

«Jakob Spöndlis Liebschaften» eine neue Erzählung an «Die Schweiz».²² Im Frühsommer machte er sich im neuen Haus an einen weiteren Prosatext, «Der Risten-Sali», eine Auftragsarbeit für «Der grüne Kranz», ein schön gemachter Kalender der Nahrungsmittelfabrik Maggi in Kemptthal.²³ Als er kurz darauf für einen Schülerkalender des Huber-Verlags ein Gedicht verfasste, schrieb er im Begleitbrief, dass er mittlerweile ein paar neue Novellen beisammen habe und sich freuen würde, wenn der Verlag Interesse daran fände. Die Zusage folgte umgehend, mit der Bitte allerdings, die Manuskripte müssten bis in zwei Wochen, also spätestens Anfang September in Frauenfeld vorliegen, um noch für die Herbstproduktion berücksichtigt werden zu können. Im Sinne einer Probe schickte Huggenberger dem Verlag in den nächsten Tagen vier Texte, die er zuvor schon veröffentlicht hatte, jetzt aber überarbeiten wollte, und noch ehe Arnold Huber sich dazu äussern konnte, erhielt er «Daniel Pfund», eine der besten Geschichten, die Huggenberger geschrieben hat. Erzählt wird aus dem Leben eines Knechts und schon in den ersten Sätzen klargestellt, dass nichts Dramatisches zu erwarten, die Spannung subtiler aufgebaut sei: «Daniel Pfund kam mit zwölf Jahren als Dienstknecht nach dem Dörfchen Kalkacker oberhalb Reichenberg. Im vierundfünfzigsten starb er daselbst als lediger Güterknecht. Nicht dass er sich nie um die Mädchen gekümmert hätte. Ein hübsches Gesicht und zwei helle Augen sah er noch gern, als er schon graue Härchen im Schopf hatte. Aber er pflegte zu sagen, bei dieser

20 StATG 9*, Debrunner Hans (1889–1971): Gästebuch Rosengarten, 28.7.1908, 13.1.1909, 20.6.1909, 9.10.1910, 20.11.1910, 10.2.1911, Juli 1911, sowie Gonzenbach, Nono, S. 25–26.

21 StATG 9*, Debrunner Hans (1889–1971): Gästebuch Rosengarten, 20.6.1909; siehe auch: BBB, N Kreidolf 17.15: Briefe von Adele Debrunner an Kreidolf.

22 Die Schweiz, 1909, S. 322–328 und S. 341–348.

23 A. H., Der Risten-Sali, in: Der grüne Kranz, S. 5–12.

Sorte von Leuten kenne er sich nicht aus; es bekomme ihm besser, wenn er einen Schritt weit oder zwei weg bleibe.»²⁴

In einem Atemzug habe er die Geschichte gelesen, schrieb Arnold Huber am 5. Oktober 1909 begeistert nach Gerlikon, und wollte den geplanten Band unbedingt mit «Daniel Pfund» eröffnen. Die Überarbeitungen der älteren Texte empfand er als bereichernd, angesichts der fortgeschrittenen Zeit akzeptierte er auch «Die Scholle», einen neuen Text von Huggenberger, auch wenn dieser nie an den prächtigen «Daniel Pfund» heranreiche, wie Huber in seinem nächsten Brief bemerkte.

Dass Huggenberger seit «Hinterm Pflug» und vor allem mit seiner «Pfund»-Geschichte eine neue Qualität erreicht hatte, kann auch seinen Schriftstellerkollegen nicht entgangen sein, zumal er im Literarischen Klub mehrmals aus unveröffentlichten Texten vorgelesen hat, wie Hans Bodmer im Rückblick berichtet: «Ich meine mich gut zu erinnern, wie die ersten Geschichten Huggenbergers noch etwas blass und konventionell wirkten, und wie lebhaft wir den vom Pflug her kommenden Lyriker und Erzähler später zu den ›Versen eines Bauern‹ und zu seinem ›Daniel Pfund‹ beglückwünschten, in denen ein echtes dichterisches Talent, das zu schönsten Hoffnungen berechtigte, quellfrisch hervorbrach.»²⁵

24 A. H., Daniel Pfund, in: Von den kleinen Leuten, S. 3.

25 Hans Bodmer, Literarischer Klub, S. 123.

